1,60 DM / Band 102

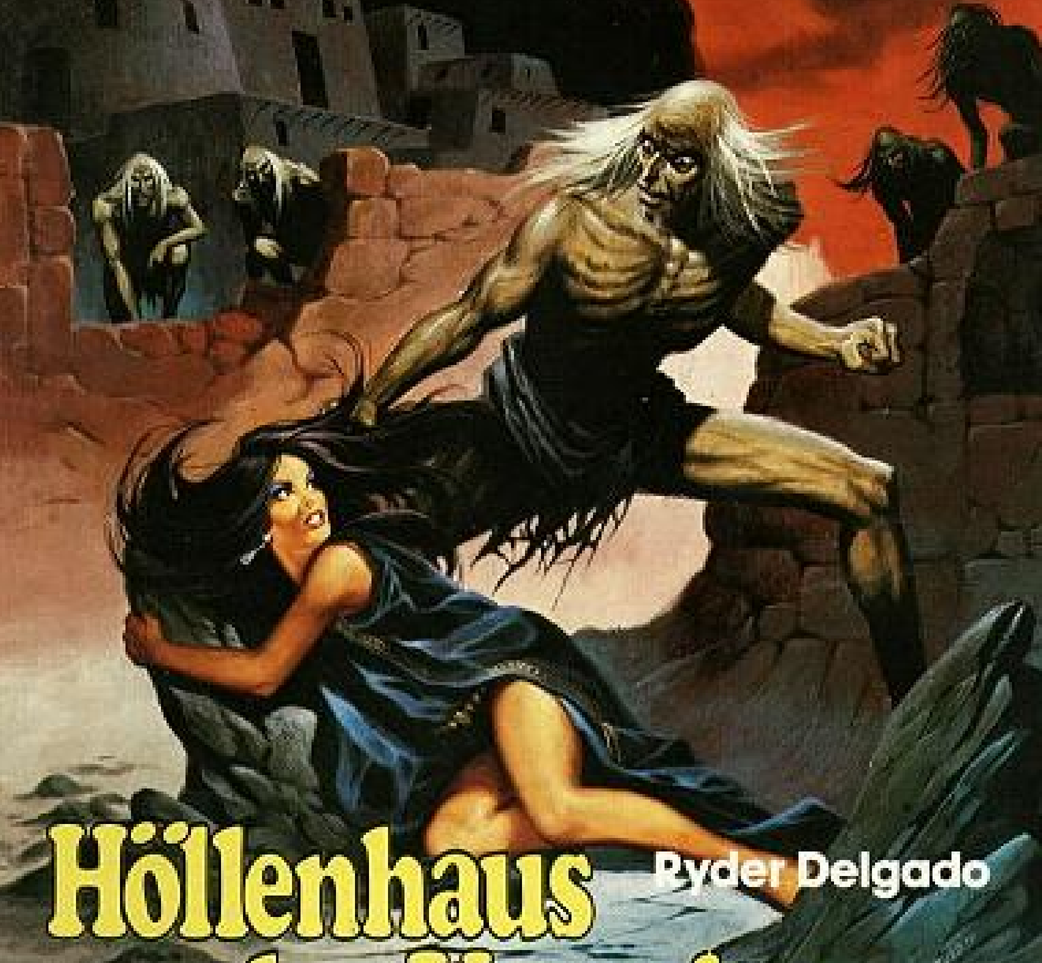
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen



Höllenhaus der Vampire

Ryder Delgado

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Höllenhaus der Vampire

Damona King Nr. 102

von Martin Eisele

erschienen am 10.01.1983

Titelbild von Ugurcan Yüce

Höllenhaus der Vampire

Little Ear setzte den Feldstecher ab, fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger der Linken über die Augen und reichte das Glas nach kurzem Zögern an Sheriff Watkins weiter. Der grauhaarige Mann starrte sekundenlang zu dem flackernden Lagerfeuer weit vor ihnen hinunter, schüttelte ein paarmal den Kopf und sah Little Ear dann verwirrt an.

»Wenn ich es nicht selbst gesehen hätte…« Er führte den Satz nicht zu Ende, aber sein Schweigen war fast beredter als alles, was er hätte sagen können. »Deswegen hast du mich also geholt.«

Der Indianer nickte. »Ich konnte es Ihnen nicht sagen, Sheriff«, flüsterte er. »Sie hätten es mir sowieso nicht geglaubt.«

Watkins lächelte, aber es wirkte reichlich verunglückt. »Da hast du wohl recht«, sagte er unsicher. »Ich glaube es ja jetzt noch nicht.«

Er setzte den Feldstecher wieder an und starrte erneut ins Tal hinab.

Little Ear erhob sich vorsichtig auf Ellbogen und Knie und begann die Düne hinabzukriechen. Der lockere Sand gab immer wieder unter ihm nach, so daß er den Hang mehr herabrutschte als wirklich kroch. Unten angekommen, richtete er sich umständlich auf, klopfte sich den Staub aus Hose und Jacke und ging dann zu Watkins Patrol-Car zurück, der im Schutze einiger dürrer Büsche neben der Straße stand. Er öffnete die Beifahrertür, ließ sich auf den Sitz fallen und zündete sich mit erzwungenen ruhigen Bewegungen eine Zigarette an.

Er fror mit einem Mal, obwohl es selbst für die Jahreszeit erstaunlich warm war. Sein Blick irrte immer wieder nervös zum Kamm der Düne hinauf, wo Watkins immer noch bewegungslos lag und zum Lager hinunterstarrte.

Es schien Stunden zu dauern, bis der Sheriff endlich zurückkam und sich neben ihn auf den Fahrersitz fallen ließ. Er zog die Tür hinter sich zu, verstaute das Fernglas im Handschuhfach und drehte den Zündschlüssel. Die beiden roten Kontrolleuchten auf dem Armaturenbrett glommen wie zwei winzige, böse Augen auf. Aber Watkins verzichtete noch darauf, den Motor zu starten. Er lehnte sich zurück, fuhr sich mit gespreizten Fingern durch das Haar und seufzte hörbar.

»Ich bin ein Feigling, Little Ear, weißt du das?« fragte er plötzlich.

Selbst im schwachen Licht des Mondes war zu erkennen, wie blaß er geworden war. Seine Unterlippe zitterte. »Es wäre meine Pflicht, jetzt hinunterzugehen und diese ganze Bande zu verhaften.«

»Sie würden Sie töten, Sheriff«, antwortete der Indianer mit einer Ruhe, die ihn fast selbst erstaunte. »Genau wie die beiden armen Hunde dort unten. Außerdem«, fügte er nach einer kurzen, nachdenklichen Pause hinzu, »sind sie unschuldig. Sie würden den wahren Schuldigen nicht kriegen.«

Watkins nickte, griff nervös nach Little Ears Zigaretten und ließ sein Feuerzeug aufschnappen. »Mein Gott«, murmelte er, »hättest du mir das alles vor einer Stunde erzählt, hätte ich dich zur Ausnüchterung in eine Zelle gesperrt. Oder vielleicht gleich eine Zwangsjacke herausgeholt. Was ist mit deinen Leuten los? Sind sie völlig übergeschnappt?«

Little Ear zögerte, zu antworten. »Ich weiß es selbst nicht, Sheriff«, murmelte er schließlich. »Es war alles schon so, als ich vor einer Woche zurückkam.«

»Wie lange bist du fortgewesen?«

Little Ear zuckte die Achseln. »Das ganze Semester. Was immer in sie gefahren ist – es muß während des letzten halben Jahres geschehen

sein.«

Watkins schüttelte erneut den Kopf. »Das ist Wahnsinn«, flüsterte er. »Sie stellen Menschen an den Marterpfahl – und das im zwanzigsten Jahrhundert!« Er drückte seine kaum angerauchte Zigarette im Aschenbecher aus, griff nach dem Zündschlüssel und ließ den Motor anspringen.

»Was haben Sie vor?«

Watkins ließ den Wagen vorsichtig zur Straße zurückrollen und langte gleichzeitig nach dem Mikrofon des Funksprechgeräts. »Verstärkung anfordern«, sagte er.

»Was sonst? Wenn deine Leute bei ihren alten Sitten bleiben, wird es noch eine Zeit dauern, bis sie anfangen, die armen Hunde zu foltern. Vielleicht kommen wir rechtzeitig genug, um das Schlimmste zu verhindern.« Er drückte mit dem Daumen die Ruftaste und wartete darauf, daß der Anruf von der Zentrale beantwortet wurde.

Aber aus dem Lautsprecher drang nur statisches Rauschen. Watkins runzelte unwillig die Stirn und drückte hektisch ein paar Knöpfe auf dem Funkgerät. Aber das Knistern und Rauschen blieb.

»Mist!« sagte er wütend.

»Was ist los?«

»Nichts ist los!« schnappte Watkins. »Das Mistding ist wieder mal hin. Wir werden bis zum nächsten Telefon fahren müssen.« Er knallte das Mikrofon wütend auf die Gabel zurück und kurbelte wild am Lenkrad, um den Wagen zu wenden. Die beiden Scheinwerfer rissen grelle Lichtstreifen aus der Dunkelheit, und als Watkins Gas gab, schienen die Büsche rechts und links der Straße zu flachen Schemen zu verschmelzen.

Little Ear sah sich immer wieder nervös um. Plötzlich und ohne daß er einen wirklichen Grund dafür hätte angeben können, hatte er Angst, panische Angst. Watkins fuhr schnell, und er wußte, daß es im Lager keinen Wagen gab, der es mit dem Patrol-Car aufnehmen konnte. Trotzdem hatte er Angst.

Auf dem College hatten sie ihm beigebracht, die Welt so zu sehen, wie sie war – klar, übersichtlich, ein unglaublich kompliziertes System, aber gegliedert nach streng wissenschaftlichen und logischen Mustern.

Aber dies hier war nicht das College, sondern die Heimat seines Volkes, das Land, in dem die Indianer seit Jahrtausenden gelebt hatten, die Heimat von Legenden und Sagen, Mythen und uralten Riten.

Ganz egal, welchen Grund er vorgab – er hatte sein Volk verraten, auch wenn er der festen Überzeugung war, es zu seinem Besten zu tun.

Plötzlich mußte er wieder daran denken, was sein Großvater einmal

gesagt hatte. Sein Großvater war ein stolzer alter Mann gewesen, und er hätte dieses Land noch gekannt, als es noch den Indianern gehörte, als der weiße Mann es noch nicht vollständig erobert hatte. Er hatte von alten Göttern gesprochen, von den Mächten des Schicksals, die über sein Volk wachten…

Little Ear schauderte.

»Was hast du?« fragte Watkins, ohne den Blick von der Straße zu nehmen. Seine Stimme klang gepreßt, und Little Ear sah, daß er das Lenkrad so fest umklammerte, als wolle er es zerbrechen. Oder sich daran festhalten, »Angst?«

Little Ear schüttelte hastig den Kopf, lächelte nervös und sagte dann leise: »Ja.«

»Dir geschieht nichts«, versuchte ihn Watkins zu beruhigen. »Ich gebe dir mein Wort, daß niemand erfährt; von wem ich den Tip habe. Ich setze dich beim Truck Stop ab. Während ich telefoniere fährst du schon in die Stadt zurück. Du warst nie hier.«

»Ich… danke Ihnen«, murmelte Little Ear. »Aber das ist … nicht nötig. Ich stehe zu dem, was ich tue.« Watkins zuckte die Achseln.

»Deine Entscheidung, Junge. Ich dachte nur, es wäre besser…«

Der junge Indianer schüttelte heftig den Kopf. »Ich bin überzeugt davon, das Beste für meine Leute zu tun«, antwortete er. »Irgend jemand hat sie aufgewiegelt.«

»Klar doch«, sagte Watkins. »Du warst ziemlich lange auf dem College, nicht? Es ist nicht mehr so wie früher. Deine Leute beginnen sich zu wehren. Aber das, was sie jetzt tun, ist der falsche Weg.«

»Sie tun es nicht so ganz zu Unrecht, nicht?«

Watkins seufzte. »Natürlich nicht«, sagte er. »Wenn ich in diesem Land zu sagen hätte, sähe es anders aus, Junge. Was mit deinen Leuten geschieht, ist eine schreiende Ungerechtigkeit. Aber das gibt ihnen noch lange nicht das Recht, unschuldige Menschen niederzumetzeln. Wer mit Gewalt vorgeht, provoziert wieder Gewalt. Weißt du, was geschieht, wenn wir zu spät kommen und die drei armen Hunde nicht mehr retten können?«

Little Ear nickte. »Ich kann es mir vorstellen«, sagte er dumpf.

»Ich fürchte, das kannst du nicht«, stieß Watkins hervor. »Es gibt Männer in diesem Teil des Landes, die nur auf so etwas warten. Versuch dir nur mal die Schlagzeilen in den Zeitungen vorzustellen: Indianer stellen Touristen an den Marterpfahl! Das Schicksal deines Volkes ist besiegelt, wenn wir zu spät kommen.«

»Deshalb habe ich Sie gerufen, Sheriff.«

»Und deshalb möchte ich nicht, daß du in Gefahr gerätst«, gab Watkins heftig zurück. »Es sind noch vier Meilen bis zum Truck Stop. In ein paar Minuten sind wir da. Ich werde dort auf Verstärkung warten. Und du schwingst deinen Hintern in den nächsten Wagen und

fährst in die Stadt zurück.«

»Aber…«

»Das ist ein Befehl«, fiel ihm Watkins ins Wort. »Ich kann dich auch verhaften, wenn dir das lieber ist.«

Little Ear antwortete nicht. Watkins meinte es nur gut mit ihm. Es wäre sinnlos gewesen, ihm seine wirklichen Gründe erklären zu wollen.

Sie legten die restliche Strecke schweigend zurück. Der Wagen schoß mit blitzendem Rotlicht und ausgeschalteter Sirene über die Landstraße. Schließlich tauchte der massige Komplex des Truck Stop vor ihnen aus der Dunkelheit auf.

Die Raststätte bestand aus einem langgestreckten Haupt- und zwei niedrigeren Nebengebäuden, die sich hufeisenförmig um den großen Parkplatz gruppierten. Auf der betonierten Fläche standen vier riesige Trucks, und hinter den erleuchteten Milchglasscheiben der Bar bewegten sich Schatten.

Watkins steuerte den Wagen bis unmittelbar an den Eingang heran, stieß die Tür auf und verschwand mit hastigen Schritten im Haus.

Little Ear zögerte noch auszusteigen. Watkins würde jetzt telefonieren, und schon in wenigen Minuten würde hier die Hölle los sein – genug Aufregung, daß er ungesehen verschwinden könnte. Aber irgend etwas sagte ihm, daß es zu spät war.

Sein Blick glitt unsicher über den dunkel daliegenden Parkplatz.

Die Schatten der mächtigen Trucks schienen wie die Umrisse bizarrer Alptraummonster vor ihm aufzuragen. Wieder hatte er ein Gefühl der Kälte.

Er öffnete die Tür, stieg aus und blieb unschlüssig neben dem Polizeiwagen stehen. Er konnte nicht ins Haus gehen. Man kannte ihn hier zu gut. Aber vielleicht konnte er sich hier draußen irgendwo verstecken und einen der Truckdriver zu bitten, ihn in die Stadt mitzunehmen.

Er zündete sich eine weitere Zigarette an, schlug den Jackenkragen hoch und begann unsicher im Schatten des Hauses auf und ab zu gehen.

Ein dunkler, massiger Schatten glitt am Himmel entlang und verdunkelte für einen Moment die Mondscheibe. Little Ear sah erschrocken hoch.

Aber es war nur ein Adler.

Der Indianer lächelte nervös. Natürlich war es nur ein Tier. Er begann schon, hinter jedem Schatten Gespenster zu sehen.

Er drehte sich um, ging auf einen der Trucks zu und lehnte sich gegen den mächtigen Zwillingsreifen.

»Du hättest das nicht tun sollen, Little Ear«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Der junge Indianer fuhr mit einem halberstickten Schrei herum und starrte in die Dunkelheit zwischen den Wagen. Eine kleine, gebeugte Gestalt begann sich aus der Dunkelheit zu schälen.

»Du hast unser Volk verraten, Little Ear«, sagte Checkwoya. »Wir haben dich nicht auf die Schulen des weißen Mannes geschickt, damit du zum Schluß selbst ein weißer Mann wirst.«

Little Ear wich Schritt für Schritt vor der näherkommenden Gestalt des Medizinmannes zurück. Mit einem Mal war die Angst wieder da, eine eisige, lähmende Angst, die ihm wie eine unsichtbare Faust die Kehle zudrückte.

»Es war…«, stammelte er. »Ich … ich mußte es tun. Ihr … ihr macht alles noch schlimmer, wenn ihr unschuldige Menschen tötet.«

»Schweig!« befahl Checkwoya. Seine dunklen, von einem Netzwerk aus Falten und winzigen Runzeln eingerahmten Augen schienen wie unter einem inneren Feuer aufzuflammen. Der Medizinmann war klein – selbst ohne seine vom Alter gebeugten Schultern hätte er Little Ear kaum bis zum Kinn gereicht – und seine Schritte waren schleppend und mühsam. Und trotzdem spürte Little Ear mit einem Mal, wie gefährlich dieser dürre alte Mann war.

»Bitte…«, keuchte er. »Hör mir wenigstens zu. Der Weg, den ihr geht, ist falsch. Ihr …«

»Du sprichst von Dingen, die du nicht verstehst«, fiel ihm der Medizinmann ins Wort. »Du hast deine Strafe selbst bestimmt, Little Ear. Du weißt, was mit Verrätern geschieht. Du hast gegen die Gesetze der Alten verstoßen, und du sollst nach den Gesetzen der Alten gerichtet werden!«

Little Ear wollte davonlaufen, aber es ging nicht. Der Blick dieser alten, glühenden Augen schien ihn zu lähmen. Seine Glieder gehorchten seinen Befehlen plötzlich nicht mehr.

Checkwoya kam mit schleppenden Schritten näher. Sein Gesicht erschien Little Ear plötzlich fremd; verzerrt zu einer grausamen, mitleidlosen Grimasse, die kaum mehr menschliche Züge hatte. Er hob die Hände und streckte die Finger in einer beschwörenden Geste nach Little Ear aus. Der junge Indianer keuchte, als er sah, wie sich die Finger des Alten verändert hatten. Checkwoyas Hände glichen eher Raubvogelklauen als menschlichen Händen – dünne, von borkiger Haut überzogene Finger, einwärts gekrümmt und mit fürchterlichen Krallen versehen.

Adlerkrallen, dachte er entsetzt.

Für einen Moment glaubte er wieder den Schatten des Adlers zu sehen, der vor dem Mond entlanggezogen war. Aber er kam nicht mehr dazu den Gedanken zu Ende zu denken. Checkwoya sprang mit einer behenden Bewegung vor und stürzte sich auf ihn. Sein Mund öffnete sich.

Hinter, den blutleeren, gesprungenen Lippen blitzte ein fürchterliches Wolfsgebiß.

***

Die DC 10 der TW-Airlines glitt zum siebenten Male über den Potomac und setzte in einer weitgeschwungenen Westkurve zum Wendemanöver an. Von hier oben aus betrachtet wirkte die Stadt wie eine Ansammlung winziger bunter Rechtecke und Würfel, durch die das schmale Band des Flusses wie eine dünne, blaue Linie schnitt und die Landschaft tief unter ihn willkürlich in zwei asymmetrische Hälften teilte. Das Motorengeräusch war leiser geworden; die Piloten hatten die Leistung der Triebwerke auf ein Minimum gedrosselt, um Treibstoff zu sparen. Sie kreisten jetzt schon länger als eine halbe Stünde über der Stadt, und die Landung war immer noch nicht in Sicht.

Damona drehte sich seufzend vom Fenster weg und hob die Hand um die Stewardeß heranzuwinken. Die junge Frau in der marineblauen Uniform der TWA lächelte, als sie sich zu ihr herabbeugte; ein berufsmäßiges Lächeln, perfekt geschauspielert, aber nicht echt.

»Miß King?«

»Vermutlich«, begann Damona, »haben Sie die Frage in der letzten halben Stunde schon hundertmal gehört, aber – was ist eigentlich los?«

»Wir haben noch keine Landeerlaubnis, Miß King.«

»Das merken wir auch«, mischte sich Mike ein, wesentlich weniger freundlich und geduldig als Damona. »Aber warum haben wir noch keine Landeerlaubnis?«

Das Lächeln der Stewardeß schien ein wenig eisiger zu werden.

»Eine Schlechtwetterfront über dem Atlantik, Mister Hunter«, erklärte sie. »Sie hat Washington noch nicht erreicht, aber wir können im Verlauf der nächsten zwei Stunden mit Wolkenbrüchen, und Sturm rechnen. Vielleicht sogar mit einem Hurrikan.«

»Dann sollten wir machen, daß wir herunterkommen«, maulte Mike.

»Selbstverständlich. Aber es mußten eine Menge Maschinen umgeleitet werden. Wir werden innerhalb der nächsten dreißig Minuten landen, da bin ich sicher.«

»Und der Weiterflug?«

»Das weiß ich nicht. Aber die Fluggesellschaft wird Ihnen rechtzeitig mitteilen, wann Sie weiterreisen können. Sollte das Wetter eine direkte Fortsetzung des Flugs nicht zulassen, können Sie selbstverständlich auf Kosten der Fluggesellschaft ein Hotelzimmer nehmen.«

»Wie erfreulich«, murrte Mike.

Die Stewardeß lächelte, als hätte Mike ihr ein Kompliment gemacht,

drehte sich um und verschwand mit schnellen Schritten im Mittelgang.

»Du hättest ruhig ein wenig netter zu ihr sein können«, wandte sich Damona an Mike. »Sie kann nichts für das schlechte Wetter, weißt du?«

Mike nickte. »Ich aber auch nicht. Und ich habe wirklich keine Lust, eine Nacht auf dem Flughafen zu verbringen und auf den Weiterflug nach Hause zu warten. Ich will endlich zurück nach England.«

Damona schüttelte den Kopf. »Schlechte Laune?«

»Nein«, murrte Mike. »Das heißt – ja. Ich habe langsam die Nase davon voll, ununterbrochen in der Weltgeschichte herumzureisen.«

»Andere Männer würden ihren rechten Arm dafür geben, einmal im Leben in den Himalaja zu kommen«, sagte Damona spöttisch.

Mikes Gesicht verfinsterte sich noch mehr. »Darf ich dich daran erinnern, daß ich fast mehr als nur meinen rechten Arm verloren hätte?« fragte er spitz.

»Aber nur fast, Schatz. Nur fast.« Damona wollte, noch mehr sagen, aber in diesem Moment flammte die Leuchtanzeige über ihren Sitzen auf, und ein Knacken im Lautsprecher verkündete, daß der Pilot die Bordsprechanlage eingeschaltet hatte.

»Meine Damen und Herren«, drang es aus den Lautsprechern.

»Hier spricht Kapitän Perkins. Wir setzen in wenigen Minuten zur Landung an. Bitte, nehmen Sie den von der Gesellschaft gestellten Bus zum Flughafengebäude und warten Sie dort auf weitere Instruktionen. Danke.«

Mike starrte den kleinen Lautsprecher in der Kabinendecke an, als könne er ihm auf diese Weise noch weitere Informationen entlocken.

»Das war nicht sehr aufschlußreich«, sagte er schließlich.

Damona zuckte die Achseln. »Was erwartest du?« fragte sie. »Sie können zwar zum Mond fliegen, aber bei der Wettervorhersage ist das Rheuma meiner Großmutter immer noch zuverlässiger.«

»Seit wann hast du eine Großmutter?« fragte Mike.

»Du vielleicht nicht«, gab Damona spitz zurück. »Aber ich habe allmählich den Verdacht, daß ich mit einem Großvater liiert bin.«

Mike zog eine Grimasse, schwieg aber lieber. Er angelte nach seinem Sicherheitsgurt, ließ den Verschluß einschnappen und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück.

Damona sah wieder aus dem Fenster. Die Maschine hatte ihre Drehung beendet und glitt ein letztes Mal und tiefer als zuvor über den Potomac. Das Dröhnen der vier riesigen Rolls-Royce-Motoren, die die Maschine in der Luft hielten, wurde lauter.

Die Maschine ging in steilem Winkel tiefer und setzte nach einer letzten, weit geschwungenen Schleife auf der Rollbahn auf. Mike und Damona warteten geduldig, bis der Jet ausgerollt war und die Leuchtanzeigen über ihren Köpfen erloschen. Aber es schien noch

immer Ewigkeiten zu dauern, bis sie schließlich die Maschine verlassen und mit dem großen roten Bus der Fluggesellschaft zum Terminal hinüberfahren konnten.

Das Gebäude war hoffnungslos überfüllt. Die Passagiere, die zum Großteil nur zwischenlanden und ihre Reise sofort hatten fortsetzen wollen, durften die Halle nicht verlassen, ohne die langwierige Prozedur der Zollkontrollen über sich ergehen zu lassen. Und die wenigen Beamten waren durch den unerwarteten Andrang hoffnungslos überfordert.

Mikes Laune sank noch weiter, als er das Gedränge in der hohen, rundum verglasten Halle sah. »Na, das kann ja heiter werden«, murmelte er. »Und unter Umständen dürfen wir hier auch noch übernachten.«

»Wir könnten ein Hotelzimmer in der Stadt nehmen«, schlug Damona vor.

Mike deutete mit einer Kopfbewegung auf die schier endlose Schlange vor der Zollkontrolle. »Glaubst du, das lohnt sich? Wir brauchen Stunden, um…«

Er brach ab, als im Hintergrund der Halle Aufregung entstand.

Ein hochgewachsener, kräftiger Mann in grellbunter Western-Kleidung und breitkrempigem Stetson hatte die Zollsperre durchbrochen und lief nun, verfolgt von vier aufgeregten Zollbeamten, auf den mit »Abflug« bezeichneten Ausgang zu. »Mister Hanson!« rief er immer wieder. »So warten Sie doch, Mister Hanson! Ich bitte Sie!«

Der Angesprochene drehte sich um, runzelte mißbilligend die Stirn und sagte etwas, das Damona nicht verstehen konnte. Die vier Zöllner hatten den Cowboy mittlerweile eingeholt und bemühten sich mit vereinten Kräften, ihn zurückzuhalten. Aber offensichtlich hatten sie selbst zu viert Schwierigkeiten.

Damona machte einen Schritt auf die Gruppe zu, aber Mike hielt sie mit einer raschen Handbewegung zurück. »Misch dich nicht ein«, sagte er. »Du weißt nicht, worum es geht.«

Damona seufzte, drehte sich aber gehorsam um und stellte sich neben Mike ans Ende der Schlange. Hinter ihnen begannen die Zöllner, den Mann zurückzuzerren. Aber es dauerte lange, bis seine wütenden Schreie verstummt waren.

***

Die vier Streifenwagen rasten hintereinander den Hang hinab und kamen schlingernd und mit heulenden Sirenen zum Stehen. Die zuckenden Rotlichter auf ihren Dächern tauchten den Platz in unwirkliche, flackernde Helligkeit, und das Wimmern ihrer Sirenen ließ den Gesang der Indianer verstummen.

Sheriff Watkins stieß die Tür auf, sprang aus dem Wagen und zog mit

einer fließenden Bewegung den Revolver aus dem Gürtel. Mit der Linken hob er das Megaphon an den Mund. Rechts und links von ihm flogen die Türen der übrigen Wagen auf. Die Überraschung war perfekt. Sie hatten die Sirenen erst eingeschaltet, als sie ohnehin in Sichtweite des Pueblo waren, und die Indianer sahen sich von einem Dutzend bewaffneter und zu allem entschlossener Polizisten umzingelt, bevor sie auch nur an Gegenwehr denken konnten.

»Hier spricht die Polizei!« sagte Watkins überflüssigerweise. Das Megaphon fing seine Worte auf und ließ sie elektronisch verstärkt weit über den Platz hallen. »Eine Gegenwehr ist sinnlos! Niemand rührt sich von seinem Platz! Das Lager ist umstellt!«

Watkins Blick wanderte mißtrauisch über die reglos dastehenden Indianer. Ihre Anzahl überraschte ihn. Er kam nicht oft hierher, aber wenn, so hatte er selten mehr als ein Dutzend der Ureinwohner angetroffen. Jetzt mußten es nahezu hundert sein – Männer, Frauen, ja selbst Kinder, die sich auf dem weiten, halbkreisförmigen Platz vor dem Pueblo versammelt hatten. Und sie alle waren, wie Watkins mit einer Mischung aus Schrecken und Verwunderung feststellte, wie die Indianer des neunzehnten Jahrhunderts gekleidet – Wildlederhosen und -kleider, handgefertigte Mokassins, Federschmuck. Fast alle waren bewaffnet, wenn auch nur mit Pfeil und Bogen, Messern und Tomahawks, den kleinen Wurfbeilen der Indianer. Es war ein furchteinflößender Anblick. Nur mit Mühe gelang es Watkins, sich von dem bizarren Bild zu lösen und weiterzusprechen.

»Wo ist euer Häuptling?«

Sekunden vergingen, dann teilten sich die Reihen der stumm dastehenden Indianer, und eine gebeugte, in einen prachtvollen Federschmuck gekleidete Gestalt trat auf ihn zu. Es dauerte einen Moment, bis Watkins den alten Medizinmann erkannte.

»Checkwoya?« sagte er erstaunt. »Wo ist Running Fox?«

Der Alte kam mit schleppenden Schritten näher, blieb dicht vor Watkins stehen und schüttelte den Kopf. »Was willst du, weißer Mann?« fragte er. Seine Stimme klang dünn und zitterig vom Alter.

Trotzdem hatte Watkins den Eindruck, daß sie bis in den letzten Winkel des Lagers zu hören sein mußte. »Warum störst du unser Fest?«

Watkins ließ das Megaphon sinken und setzte eine kampflustige Meine auf. »Wo ist der Häuptling?« fragte er noch einmal.

»Du kannst mit mir reden, weißer Mann«, erwiderte der Medizinmann ruhig. »Ich frage dich noch einmal – was willst du? Reicht es nicht, daß ihr unser Volk aus seinem eigenen Land vertrieben habt? Müßt ihr auch unsere Feste stören?«

Watkins schnitt ihm mit einer wütenden Handbewegung das Wort ab. »Ihr habt eine seltsame Art zu feiern, Checkwoya«, sagte er. »Gehört es

zu euren Sitten, unschuldige Menschen umzubringen?« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf den riesigen Totempfahl im Zentrum des Platzes.

»Ich verstehe nicht, was…«

»Versuch nicht, mich für dumm zu verkaufen, alter Mann«, schnappte Watkins. »Ich weiß, was ich gesehen habe. Wo sind sie?«

»Wer?«

Watkins mußte seine gesamte Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht loszuschreien. »Die drei Männer, die ihr an den Pfahl gebunden hattet«, sagte er so ruhig, wie er konnte. »Ich habe sie gesehen, Checkwoya. Wenn sie noch leben, dann gebt sie frei, und ich werde versuchen, die Sache irgendwie zu bereinigen. Ich kann natürlich auch euer gesamtes Pueblo durchsuchen lassen.«

Checkwoya schwieg einen Moment. Sein Blick glitt über die Gesichter der Polizisten und schien sich dann an Watkins Waffe festzusaugen. »Gewalt«, murmelte er. »Das ist die einzige Sprache, die ihr sprecht, Wie?« Er schüttelte abfällig den Kopf und spuckte aus.

»Ihr versteht nichts, aber ihr kommt hierher, stört unsere Feier und bedroht uns mit…«

»Wo sind sie?« unterbrach ihn Watkins.

Checkwoya schwieg einen Moment. Dann wandte er sich mit einem Ruck um und stieß ein paar Worte im Dialekt seines Volkes aus. »Irgendwann«, fuhr er, wieder an Watkins gewandt, fort, »werden die Götter euch bestrafen, weißer Mann. Ihr habt uns unser Land genommen und unser Volk zu einem Volk von Bettlern und Trinkern gemacht. Ihr behandelt uns schlimmer wie Tiere.«

Watkins schloß geduldig die Augen. Es war nicht das erste Mal, daß er Checkwoyas Tiraden über sich ergehen ließ. Und er wußte, wie sinnlos es wäre, mit dem alten Mann diskutieren zu wollen.

»Ich hoffe für dein Volk«, sagte er, als der Medizinmann abbrach, um Luft zu holen, »daß den drei Männern nichts geschehen ist«

Checkwoya schwieg.

Die Front der stumm dastehenden Indianer in seinem Rücken teilte sich erneut, und drei Männer näherten sich, begleitet von einem halben Dutzend Indianerkriegern, den Polizisten.

Watkins winkte ihnen mit seiner Waffe, hinter sie zu treten. Aber die drei rührten sich nicht.

»Kommen Sie schon«, sagte Watkins ungeduldig. »Ich weiß nicht, wie lange ich diese Wilden noch in Schach halten kann.«

Einer der drei – ein hochgewachsener Bursche in einer karierten Jacke und schlecht imitierten Cowboystiefeln – schob Checkwoya mit sanfter Gewalt beiseite und baute sich vor Watkins auf, »Herzlichen Glückwunsch, Sheriff«, sagte er.

Watkins blinzelte irritiert. »Was…«

»Ich meine es ernst«, fuhr der Mann unbeeindruckt fort. »Sie sind mit Abstand der dämlichste Gesetzesvertreter, dem ich je begegnet bin.«

Watkins schluckte. »Ich verstehe überhaupt nichts mehr«, gestand er.

»Das glaube ich Ihnen«, erklärte der andere hämisch. »Ist auch nicht nötig, wie? Wenn Sie irgendwas nicht verstehen, holen Sie erst mal Verstärkung und schlagen kräftig drauf, was?«

»Hören Sie, Mister…«, sagte Watkins.

»Randolph«, half der andere aus.

»Mister Randolph«, knurrte Watkins. »Ich weiß nicht, was hier gespielt wird. Ich weiß nur, daß ich Sie und Ihre beiden Freunde vor einer halben Stunde dort drüben am Marterpfahl gesehen habe, und…«

»Und da haben Sie geglaubt, die Indianer sind auf dem Kriegspfad, wie?« unterbrach ihn Randolph mit einem höhnischen Grinsen. »Warum haben Sie nicht gleich die Nationalgarde mobilisiert, Sie Hilfspolizist, Sie? Meine Freunde und ich haben verdammt viel Geld ausgegeben, um diese Vorführung zu organisieren, und…«

»Vorführung?« keuchte Watkins. »Sie wollen sagen, Sie… Sie haben sich freiwillig …«

»Das haben wir«, unterbrach ihn Randolph. »Und es ist besser, Sie sagen jetzt nicht, was Sie wahrscheinlich denken. Was Sie gesehen haben, war nichts als eine Vorführung. Es war Theater. The – a – ter! Verstehen Sie das, Sie Schmalspursheriff?«

»Lassen Sie ihn, Mister Randolph«, sagte Checkwoya ruhig. »Er weiß es nicht besser. Sie können von Männern wie ihm nicht verlangen, daß er uns versteht.«

Watkins begann sich mit jeder Minute unwohler zu fühlen. Die Waffe in seiner Hand kam ihm mit einem Mal unsagbar lächerlich vor. Er steckte sie zurück, blickte unsicher von Checkwoya zu Randolph und versuchte zu lächeln. Es mißlang kläglich. »Ich…«, murmelte er. »Es tut … tut mir leid. Aber es sah alles so aus, als ob … als ob Sie wirklich in Gefahr wären.«

Randolph grinste breit. »Das glaube ich. Die Indianer haben sich auch alle Mühe gegeben, authentisch zu wirken. Aber ich kann Ihnen versichern, es war nicht echt.«

»Aber warum?« fragte Watkins.

»Warum?« Randolph lächelte und deutete auf seine beiden Begleiter. »Meine Freunde und ich interessieren uns für die Sitten der Ureinwohner. Wir machen das jedes Jahr, wissen Sie? Im Urlaub leben wir ein paar Wochen bei einem Indianerstamm.«

Watkins fand seine Fassung allmählich wieder. Mit einer schon beinahe übertrieben heftigen Bewegung fuhr er herum und gab seinen Leuten einen Wink, die Waffen wegzustecken und wieder in die Wagen zu steigen. Dann wandte er sich wieder an Randolph.

»Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Ungelegenheiten bereitet habe«, sagte er steif, wobei er sich aber kaum Mühe gab, seine wahren Gefühle zu verbergen. »Sie hätten sich und mir den ganzen Ärger ersparen können, wenn Sie mich von Ihrem Vorhaben unterrichtet hätten.«

Randolph schnaubte. »Seit wann muß ich um Erlaubnis fragen, wenn…«

»Sie brauchen niemanden *um Erlaubnis zu* fragen«, unterbrach ihn Watkins schneidend. »Aber es wäre einfacher gewesen.« Er bedachte Randolph mit einem letzten wütenden Blick, nickte Checkwoya steif zu und ging dann schnell zu seinem Streifenwagen zurück.

»Wir fahren zurück«, rief er mit erhobener Stimme. »Fehlalarm.«

»Einen Moment noch, Sheriff«, sagte eine Stimme hinter ihm. Watkins fuhr verärgert herum und blickte in Checkwoyas bemaltes Gesicht. Er hatte nicht gemerkt, daß der Medizinmann ihm gefolgt war.

»Was gibt es noch?« schnappte Watkins.

Checkwoya überging seinen rüden Tonfall. »Running Fox möchte dich sprechen«, sagte er sanft. »Es dauert nicht lange.«

Watkins überlegte einen Moment. Dann zuckte er mit den Schultern. »Warum nicht?« murmelte er. »Wenn meine Männer solange hier warten dürfen. Wir möchten eure Zeremonie nicht länger als notwendig stören.«

Checkwoya lächelte, aber Watkins vermochte nicht zu sagen, ob es pure Höflichkeit oder eine Reaktion auf die Ironie seiner Worte war.

»Natürlich. Nun komm.« Er wandte sich um und schlurfte mit hängenden Schultern auf den Pueblo zu. Die Reihen der Indianer teilten sich vor ihnen. Watkins konnte sich eines erneuten unheimlichen Gefühls nicht erwehren, als sie auf den mächtigen Schatten des Lehmgebäudes zugingen. Die Männer und Frauen hatten sich wirklich vollkommen verändert. Es war nicht so sehr ihr Äußeres. Vielmehr spürte Watkins die Veränderung. Eine schwer zu beschreibende Wildheit, etwas von dem, was man fühlte, wenn man an die alten Geschichten von Indianeraufständen und Kriegen zurückdachte…

Watkins schauderte. Für einen winzigen Moment glaubte er zu begreifen, was Randolph und seine Freunde gesucht hatten.

Checkwoya führte ihn über den großen Platz bis zum Fuße des Pueblo. Selbst für Watkins, der hier geboren und aufgewachsen war, stellte das Gebäude immer wieder einen erhabenen Anblick dar. Der Pueblo ragte wie ein riesiger, künstlicher Berg vor ihm empor – ein gigantisches, durch und durch aus Ton und Erde erbautes Gebäude.

Die Türen waren nicht ebenerdig angebracht, sondern befanden sich ausnahmslos auf der ersten und zweiten Etage. Wer in das Gebäude

hineinwollte, mußte über eine Leiter auf den ersten Absatz des stufenförmig angelegten Bauwerks hinaufsteigen; eine Maßnahme, die früher sicher ihre Berechtigung gehabt hatte – ein Gebäude wie dieses mußte so gut wie uneinnehmbar gewesen sein – heute jedoch mehr als unpraktisch war.

Checkwoya stieg mit einer Behendigkeit, die seinem scheinbaren Alter Hohn sprach, die zerbrechliche Leiter empor und wartete, bis Watkins ihm weit weniger elegant und keuchend vor Anstrengung gefolgt war. Dann deutete er mit der Hand auf eine rechteckige Tür hinter sich.

»Geh hinein, weißer Mann«, sagte er. »Unser Häuptling erwartet dich.«

Watkins zog eine Grimasse. »Spar dir die blöden Sprüche«, sagte er verärgert »Mein Name ist Watkins.«

»Bist du nicht weiß?«

»Ich nenne dich ja auch nicht Rothaut, oder?« schnappte Watkins, setzte sich aber trotzdem gehorsam in Bewegung, um das Pueblo zu betreten. Der Eingang war so niedrig, daß er sich bücken mußte, um hindurch zu kommen. Der Raum dahinter war klein; ein rechteckiger Würfel mit nackten Tonwänden, der Boden mit handgeknüpften Teppichen ausgelegt. Unter dem Rauchabzug in der Decke flackerte die Glut eines schon fast heruntergebrannten Feuers.

Watkins fiel plötzlich auf, wie kalt es war. Er blieb unschlüssig hinter dem Eingang stehen und wartete darauf, daß der Häuptling das Wort an ihn richtete. Running Fox hockte zusammengekauert am anderen Ende des Raumes, den Blick reglos zu Boden gerichtet.

Seine Hände waren im Schoß gefaltet, und der tief in die Stirn gezogene Schlapphut verbarg sein Gesicht fast vollkommen.

Sheriff Watkins wartete geduldig. Er hatte genug Erfahrung im Umgang mit Indianern, um zu wissen, daß es manchmal lange dauern konnte, bis die Eingeborenen zum Thema kamen. Er hatte schon eine Viertelstunde vor dem Häuptling gestanden, ohne daß einer von ihnen einen Ton gesagt hätte.

Diesmal jedoch gedachte er nicht so lange Geduld zu üben. Er wußte, daß seine Leute draußen auf dem Platz warteten. Und daß sie wahrscheinlich schon jetzt nervös waren.

Er räusperte sich, verschränkte die Arme vor der Brust und wartete darauf, daß der Häuptling aufsah.

Aber Running Fox rührte sich nicht.

»Du wolltest mit mir reden, Häuptling?« sagte Watkins schließlich. Wieder erfolgte keine Reaktion. Schließlich löste sich Watkins von seinem Platz, ging zu Running Fox hinüber und berührte den alten Häuptling zögernd an der Schulter.

Running Fox’ Körper kippte langsam nach hinten, prallte gegen die

Wand und rutschte wie eine Stoffpuppe daran zu Boden.
Watkins schrie überrascht auf, als er das Gesicht des alten Häuptlings sah. Unter dem zerfetzten Hut grinste ihn ein Totenschädel an.
»O Gott!« keuchte Watkins. »Was…«
»Er war ein alter Mann, Watkins«, sagte eine Stimme. »Alt und störrisch. Er wollte nicht einsehen, daß die Zeit des Stillhaltens für unser Volk vorüber ist. So mußte er sterben.«
Watkins drehte sich mit erzwungen ruhigen Bewegungen um. Der Medizinmann war ihm lautlos gefolgt. Aber er war nicht allein.
Zwei hünenhafte, grellbunt bemalte Krieger standen hinter ihm.
Und die Spitzen der Pfeile auf ihren gespannten Bögen deuteten genau auf Watkins' Brust.
»Ihr habt ihn… umgebracht?« fragte Watkins mühsam.
Checkwoya lächelte. Aber es war ein Lächeln, das Watkins einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ.
»Umgebracht?« Checkwoya überlegte einen Moment. »Ein Wort des weißen Mannes. Es klingt nach Verbrechen, nach Bösem, wie alles, was ihr sagt. Wir haben ihn getötet, das stimmt. Doch es geschah zum Wohle unseres Volkes.«
»Es ist mir egal, wie du es nennst«, sagte Watkins. »Dieser Mann ist tot.«
Checkwoya lachte leise. »Und jetzt willst du mich verhaften.«
Watkins Hand glitt zum Revolver. Er wußte, daß er gegen die beiden Krieger keine Chance hatte; nicht auf diese Entfernung. Trotzdem mußte er es riskieren. »Ich fürchte, das muß ich«, sagte er so ruhig wie möglich, »Ich weiß, daß du mich ebenfalls töten kannst, und wahrscheinlich auch meine Männer dort draußen. Aber es würde euch nichts nutzen.«
»Wer spricht von Töten, Watkins?« lächelte Checkwoya. Er machte einen Schritt auf Watkins zu und hob die Hände. Unglaublich dürre, an Vogelklauen erinnernde Hände, wie Watkins mit plötzlichem Schrecken feststellte. Er wich zurück, bis er mit dem Rücken an der Wand stand. Checkwoya folgte ihm.
»Was versprichst du dir davon?« keuchte Watkins. »Wenn wir nicht zurückkehren, werden neue Männer kommen. Sie… sie werden Militär herschicken, und …«
Checkwoya schüttelte lächelnd den Kopf. »O nein, Watkins, das werden sie nicht. Du wirst zurückkehren. Aber dann wirst du einer von uns sein.«
Watkins begriff zu spät, was der alte Medizinmann meinte. Checkwoya sprang mit einem krächzenden Schrei vor, umklammerte seine Oberarme und drängte ihn mit erstaunlicher Kraft zurück. Watkins versuchte verzweifelt, an seine Waffe zu gelangen, aber gegen die Kraft dieses dürren, ausgemergelten alten Mannes kam er nicht an.

Checkwoya stieß einen hellen, krächzenden Ruf aus, rang ihn zu Boden und rammte ihm die Knie in den Leib.

Watkins schrie ein letztes Mal gellend auf, als Checkwoyas Wolfzähne sich seinem Hals näherten…

***

Die erste Regenwolke zeigte sich am Himmel, als Damona und Mike das Flughafengebäude verließen. Sie hatten den Großteil ihres Gepäcks im Flughafen zurückgelassen, um die Zollabfertigung zu beschleunigen; trotzdem hatte es noch fast zwei Stunden gedauert.

Und natürlich war der Taxenstand vor dem Gebäude leer. Durch die Sturmwarnung waren beinahe dreimal so viele Maschinen gelandet wie normal. Nicht nur das Flughafenpersonal schien überlastet zu sein.

»Na wunderbar«, murrte Mike. »Und jetzt? Sollen wir vielleicht bis zum Hotel laufen?«

Damona zuckte mit den Achseln. »Die Fluggesellschaft hat versprochen, einen Bus zu stellen«, sagte sie. »Wir warten eben, bis er kommt.«

Mike antwortete nicht darauf, aber sein Gesichtsausdruck sprach Bände.

»Nimm's nicht so tragisch«, versuchte ihn Damona aufzumuntern.

»Ich wollte schon lange mal nach Washington.«

»Sicher«, murrte Mike. »Vielleicht lädt uns Mister Reagan ja zum Tee ein. Wenn wir hier nicht vorher Wurzeln geschlagen haben.«

Damona schüttelte den Kopf, schwieg aber. Es war nicht das erste Mal, daß Mike so schlechter Laune war. Im Gegenteil, In letzter Zeit schien er ihr zunehmend launischer und aggressiver. Natürlich konnte sie ihn irgendwie verstehen – seit sie zusammen waren, bestand sein Leben praktisch nur noch aus einem einzigen, ununterbrochenen Kampf. So etwas konnte jeden zermürben, selbst Mike.

Aber in letzter Zeit wurde die Veränderung immer deutlicher sichtbar. Wahrscheinlich war er mit seinen Kräften am Ende. Und er war zu stolz, es zuzugeben.

»Was ist denn da drüben los?« sagte Mike plötzlich. Damona sah auf und folgte seinem Blick. »Ist das nicht der Typ von vorhin?«

Damona nickte. Der Mann, auf den Mike deutete, war der gleiche, der vorhin versucht hatte, die Zollsperren zu durchbrechen. Offenbar hatten die Beamten ihn bis jetzt festgehalten.

Aber er war nicht allein. In seiner Begleitung befanden sich zwei hochgewachsene, kräftige Männer mit dunkler Haut und schwarzem, lang über die Schultern herabfallendem Haar. Damona erkannte erst beim zweiten Hinsehen, daß es sich um Indianer handelte.

Der Fremde schien von den beiden bedrängt zu werden. Damona war zu weit entfernt, um die Worte zu verstehen, die sie wechselten, aber

die drohende Haltung, in der sich die beiden vor dem Mann aufgebaut hatten, war eindeutig.

Damona wechselte einen raschen Blick mit Mike. Hunter nickte. In Situationen wie dieser konnten sie sich vollkommen aufeinander verlassen, ohne daß ein Wort der Erklärung notwendig gewesen wäre. Sie überquerten die Straße und näherten sich rasch der kleinen Gruppe.

Einer der beiden Indianer sah unwillig auf, als Damona vor ihnen stehenblieb und sich – als wäre es die natürlichste Sache, der Welt – an den Weißen wandte. »Verzeihung«, sagte sie höflich, »aber ich glaube, wir haben uns vorhin auf dem Flughafen kennengelernt. Sie waren so freundlich, uns die Stadt zeigen zu wollen.«

Auf dem Gesicht des Mannes spiegelte sich Überraschung. Dann begriff er. »Na… natürlich«, sagte er stockend. »Sicherlich …«

Damona spürte plötzlich eine harte Hand auf ihrer Schulter. Sie sah auf und blickte in ein Paar dunkle, zornblitzende Augen, »Hören Sie, Miß«, sagte der Indianer wütend, »es ist besser, wenn Sie machen, daß Sie weiterkommen, und sich nicht in Dinge mischen, die Sie nichts angehen.«

Damona wollte seine Hand abstreifen, aber der Indianer drückte nur noch fester zu.

»He!« machte Mike. »Was…«

Er kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden. Der zweite Indianer fuhr ansatzlos herum und versetzte ihm einen Kinnhaken, der ihn hintenüberstürzen und der Länge nach auf das harte Straßenpflaster schlagen ließ.

Damona wartete nicht ab, was weiter geschah. Sie packte die Hand auf ihrer Schulter, machte eine blitzschnelle halbe Drehung und hebelte den Burschen aus. Der erschrockene Ausruf des Indianers ging in einem dumpfen Krachen unter, als er im hohen Bogen über ihren Körper hinweggeschleudert wurde und dicht neben Mike aufschlug.

Damona sah die Faust des zweiten Indianers auf sich zurasen, duckte sich instinktiv und versuchte den Hieb abzufangen. Der Schlag ließ sie meterweit zurücktaumeln. Sie strauchelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte auf ein Knie. Der Indianer stieß einen triumphierenden Schrei aus und warf sich mit weit ausgebreiteten Armen auf sie. Damona wurde zurückgeschleudert. Irgend etwas traf sie hart und schmerzhaft zwischen den Rippen und trieb ihr die Luft aus den Lungen. Sie keuchte, zog instinktiv die Knie an den Körper und trat mit aller Gewalt zu. Der Indianer krümmte sich zusammen, versuchte auf die Füße zu kommen und brach endgültig zusammen, als Damona ihm einen Handkantenschlag versetzte. Er fiel auf die Knie, blieb einen Moment lang benommen hocken und richtete sich dann schwerfällig auf.

Damona wich hastig zwei Schritte zurück und hob die Arme. Aber der Indianer schien die Lust auf eine weitere Runde verloren zu haben. Zwei, drei Sekunden lang starrte er Damona haßerfüllt an, dann wandte er sich um und lief hastig davon.

Damona drehte sich um und sah, daß auch der zweite Angreifer seine Chance genutzt und das Weite gesucht hatte.

Mike richtete sich stöhnend auf. »Was…«, murmelte er, »war das?«

Damona konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken. »Jemand hat dich auf die Bretter geschickt, du Held«, sagte sie spöttisch.

»Aber mach dir keine überflüssigen Sorgen. Ich bin ja bei dir.«

Mike zog eine Grimasse und stemmte sich fluchend hoch, verzichtete aber vorsichtshalber auf eine Antwort.

»Ich… ich danke Ihnen, daß Sie mir geholfen haben.«

Damona drehte sich um und musterte den Fremden neugierig. Er war älter, als sie auf den ersten Blick vermutet hatte – fünfzig, vielleicht fünfundfünfzig Jahre, stämmig, grauhaarig und mit einem schon deutlich sichtbar werdenden Bauchansatz. Die saloppe Kleidung und der breitkrempige Stetson ließen ihn jünger aussehen, als er war.

Und er hätte Angst. Selbst jetzt, als die unmittelbare Gefahr vorüber war, konnte Damona die Panik in seinen Augen sehen.

»Das war doch selbstverständlich, Mister…?«

»Everett«, antwortete der Mann. »Jacob Rex Everett.«

Damona nickte. »Das da«, sagte sie mit einer Handbewegung auf Mike, »ist Mike Hunter. Und mein Name ist King. Damona King.«

»Meine Bodyguard«, sagte Mike säuerlich. Aber Everett schien im Augenblick keinen sonderlich ausgeprägten Sinn für Humor zu haben. Er nickte nur nervös, sah abwechselnd von Damona zu Mike und begann unsicher an seiner Jacke zu zupfen.

»Was wollten die beiden von Ihnen?« fragte Damona.

Everett zögerte. »Das ist… eine lange Geschichte«, sagte er ausweichend.

»Hat sie mit dem Mann zu tun, dem Sie auf dem Flughafen gefolgt sind?« fragte Damona. Sie lächelte, als sie die Überraschung auf Everetts Gesicht sah. »Wir waren zufällig in der Nähe«, sagte sie rasch. »Wer war dieser Mann.«

»Hanson. Phil Hanson. Er ist… FBI-Agent. Aber er glaubt mir nicht. Niemand glaubt mir, und wenn ich …« Everett brach ab, lächelte verlegen und sah sich dann hastig nach rechts und links um.

»Wir sollten nicht hier bleiben«, fuhr er in verändertem Tonfall fort.

»Sie werden wiederkommen. Wir müssen weg. Ich möchte nicht, daß Sie in Gefahr geraten. Ich… darf ich Sie auf einen Drink einladen? Mein Wagen steht gleich dort drüben.« Er deutete auf einen chromblitzenden Chevrolet, der vielleicht fünfzig Meter entfernt am Straßenrand stand. »Ich erzähle es Ihnen, aber … nicht hier«

Mike schüttelte den Kopf. »Wir haben leider…«

»Im Moment nichts besseres vor«, fiel ihm Damona hastig ins Wort. »Wir nehmen die Einladung natürlich gerne an.« Sie warf Mike einen raschen, warnenden Blick zu. Mike runzelte verblüfft die Stirn, schwieg aber.

»Gut«, murmelte Everett. »Dann gehen wir. Ich kenne ein nettes Lokal gleich hier in der Nähe.« Er wandte sich um, strich sich nervös über die Kleider und ging mit raschen Schritten auf seinen Wagen zu. Damona und Mike folgten ihm in einiger Entfernung.

»Was ist los?« flüsterte Mike, als Everett außer Hörweite war.

»Mußt du dich unbedingt in Sachen einmischen, die dich nichts angehen?«

Statt einer direkten Antwort hob Damona die rechte Hand.

Mikes Augen weiteten sich erstaunt.

Auf ihren Knöcheln war Blut. Aber es war nicht ihr eigenes Blut, sondern das des Indianers, den sie niedergeschlagen hatte.

Es war schwarz.

***

Aus den Lautsprechern drang leise Country-Musik, nur dann und wann unterbrochen von der gezwungen fröhlich wirkenden Stimme des Sprechers oder einem gelegentlichen Werbespot. Die Landschaft flog seit Stunden in monotoner Gleichförmigkeit rechts und links der Straße vorüber, und das eintönige Grollen des Diesels übte zusammen mit dem ewig gleichbleibenden Bild draußen eine einschläfernde Wirkung aus.

Cliff Malland ließ für einen Moment das Lenkrad los, bückte sich und angelte die Thermosflasche unter dem Sitz hervor. Der Truck blieb trotzdem gehorsam auf der Spur und donnerte weiter nach Westen; als wäre er die Strecke schon so oft gefahren, daß er sie von selbst kannte. Malland lächelte flüchtig bei dem Gedanken. Vielleicht war es wirklich so. Es war jetzt das elfte Jahr, daß er diese Tour fuhr – sechshundert Meilen nonstop hin und zurück; Lebensmittel auf dem Hinweg, Stückgut zurück. Er hatte längst aufgehört, die langen, einsamen Stunden zu zählen, die er auf der Landstraße verbracht hatte, mit nichts als seinem Truck und dem Radio als Gesellschaft. Und er betrachtete seinen Wagen längst nicht mehr als das, was er eigentlich war – ein Beförderungsmittel – sondern als Freund, als ein fast menschliches Wesen mit einer eigenen Seele, einem Charakter und guten und schlechten Launen.

Er schraubte den Verschluß von der Thermoskanne, sah hinein und warf sie enttäuscht neben sich auf den Sitz. Sie war leer. Aber bis zur nächsten Raststätte war es nicht mehr weit – zwei Meilen, wie ihm ein rascher Blick auf den Tachometer zeigte.

Er ergriff wieder das Lenkrad und trat auf das Gaspedal. Der Truck machte einen regelrechten Satz und raste mit fast siebzig Sachen weiter. Natürlich fuhr er zu schnell, aber er kannte die Gewohnheiten der Polizisten auf seiner Strecke gut genug, um zu wissen, daß er um diese Zeit nicht mit Kontrollen zu rechnen hatte. Und selbst wenn, brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Sie würden ein Auge zudrücken.

Als Malland den Körper sah, war es zu spät.

Der Mann lag direkt auf der Fahrbahn; lang ausgestreckt, als würde er schlafen, den Kopf auf den Armen gebettet. Seine Haut schimmerte im grellen Licht der Scheinwerfer geisterhaft bleich. Malland reagierte mit phantastischer Schnelligkeit. Sein Fuß flog vom Gas und trat mit aller Gewalt auf die Bremse, während er gleichzeitig die Kupplung niedertrat und einen kleineren Gang einlegte.

Er schaffte es nicht.

Der fünfundvierzig Tonnen schwere Truck rutschte mit blockierenden Reifen weiter, walzte wie eine Lawine aus Stahl und Licht auf den reglos daliegenden Körper zu – und darüber hinweg. Ein kaum merklicher Ruck ging durch das Führerhaus, als der Wagen den Mann überrollte.

Cliff Malland brauchte noch fast fünfzig Meter, um den Wagen zum Stehen zu bringen. Seine Finger tasteten nach dem Zündschlüssel und drehten ihn herum. Der Motor ging aus. Sekundenlang saß Malland wie gelähmt hinter dem Steuer und starrte in die Dunkelheit hinaus, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Vor seinen Augen spulte sich immer wieder die gleiche Szene ab: Der reglose Körper auf der Straße, gebadet in grellweißes, gnadenloses Licht, näherkommend, immer näher und näher, das Kreischen der Bremsen, dann der sanfte Ruck…

Er stöhnte, bettete den Kopf auf dem Lenkrad und schloß die Augen. Es nutzte nichts. Das Bild ließ sich nicht vertreiben. Schließlich richtete er sich auf, öffnete mit zitternden Fingern die Tür und stieg aus. Er fühlte sich wie betäubt, als er über die dunkle Straße zur Unfallstelle zurückging. Der Mann lag noch da, wo er ihn überfahren hatte. Der Zusammenprall hätte ihn nicht von der Fahrbahn geschleudert, sondern nur ein paar Meter weiter die Straße hinunterschlittern lassen.

Mailand kniete neben dem Reglosen nieder, starrte einen Moment ins Leere und kramte dann mit ungelenken Bewegungen die Taschenlampe aus seiner Jacke.

Der Mann war tot, aber das überraschte Malland nicht mehr, Niemand überlebt einen Zusammenprall mit einem Fünfundvierzigtonner. Seine Glieder schienen seltsam verrenkt, als wären die Knochen mehrfach gebrochen, und Malland war froh, daß

der Tote auf dem Bauch lag und er sein Gesicht nicht sehen konnte. Wie die schwarzen Gummispuren auf dem Straßenbelag überdeutlich zeigten, mußte einer der riesigen Zwillingsreifen direkt seinen Kopf erwischt haben.

Seltsamerweise spürte Malland kaum etwas. Weder Angst noch Verzweiflung oder gar Panik.

Schock; dachte er mit einer Klarheit, die ihn selbst überraschte.

Das mußte der Schock sein. Er hatte einen Menschen getötet, und die Konsequenzen waren klar – die Polizei würde seinen Fahrtenschreiber auswerten und feststellen, daß er mit überhöhter Geschwindigkeit gefahren war. Er würde seine Lizenz verlieren, vielleicht sogar ins Gefängnis müssen. Daß der Mann schon vorher auf der Straße gelegen hatte und er gar nicht mehr bremsen konnte, würde ihm niemand glauben.

Malland ließ den Strahl der Taschenlampe langsam über den verrenkten Körper vor sich gleiten. Es war kein Blut zu sehen. Überhaupt keins.

Es dauerte einen Moment, bis Malland begriff, daß weder auf den Kleidern des Toten noch auf der Straße der winzigste Blutstropfen zu sehen war. Er blieb noch einen Moment reglos hocken, zwang seinen Widerwillen zurück und drehte die Leiche mit zusammengebissenen Zähnen auf den Rücken.

Es war nicht so schlimm, wie er befürchtet hatte. Der Reifen hatte das Gesicht des Mannes erwischt und unkenntlich gemacht, aber der Anblick war nicht halb so schlimm, wie er glaubte.

Es war überhaupt kein Blut zu sehen.

Wieder blieb Malland sekundenlang reglos hocken und starrte den Toten an, vergeblich darum bemüht, eine Erklärung zu finden. Ein Mensch mit derartigen Verletzungen *mußte* einfach Blut verlieren, sehr viel Blut sogar.

Er beugte sich über den Toten, griff schließlich nach seinem linken Arm und streifte die Jacke zurück. Das Handgelenk war gebrochen, und quer über die Handwurzel lief eine klaffende Platzwunde, die bis auf den Knochen reichte.

Aber auch hier war kein Blut zu sehen.

Mallands Gedanken überschlugen sich. Er verstand nicht, was seine Beobachtung zu bedeuten hatte, aber eines begriff er – der Mann war schon vorher tot gewesen. Er hatte eine Leiche überfahren.

Malland stand auf und sah sich hastig nach beiden Seiten um. Die Landstraße war leer. Es gab keine Zeugen für den Unfall. Wenn er sich jetzt in den Wagen setzte und weiterfuhr, dann…

Aber er tat es nicht. Die Leiche würde gefunden werden, direkt in der Bremsspur eines Trucks, und die Polizei würde die richtigen Schlüsse ziehen. Sie hätten seine Reifenspuren, und sie wußten auch ungefähr,

welche Wagen zu welchen Zeiten regelmäßig hier vorbeikamen. Natürlich würden sie ihm den Tod des Mannes nicht anlasten können, aber er würde Ärger bekommen.

Er bückte sich, hob den schlaffen Körper auf und legte ihn sich über die Schulter. Er war überraschend leicht.

Er würde den Toten beseitigen. Zwanzig Meilen weiter westlich gab es eine Schlucht, in die er ihn werfen konnte. Natürlich würde man ihn dort finden, aber die Polizei würde sich schwarzsuchen können, ohne ihn mit dem Leichenfund in Verbindung zu bringen.

Er ging zu seinem Wagen zurück, stieg ins Führerhaus und zog den Toten fluchend und keuchend auf den Beifahrersitz. Vergeblich versuchte er, ihn aufrecht hinzusetzen – der Körper sank immer wieder vornüber oder kippte zur Seite. Schließlich schnallte er ihn mit dem Sicherheitsgurt fest und zog der Leiche seinen eigenen Hut tief ins Gesicht. Selbst wenn er jemanden traf, würde es so aussehen, als schliefe der Mann auf dem Beifahrersitz.

Cliff Malland zog die Tür hinter sich ins Schloß, startete den Motor und fuhr los.

***

Everett hatte nicht zuviel versprochen – das Lokal war wirklich ausgezeichnet. Es lag wenige Autominuten westlich des Flughafens, auf einem Felsen direkt am Ufer des Potomac. Durch die große Panoramascheibe, hinter der Damona, Mike und Everett Platz genommen hatten, hatten sie einen ausgezeichneten Blick über den Fluß und einen Teil der Stadt. Wäre es nicht mittlerweile dunkel geworden und der strömende Regen nicht gewesen, hätten sie von hier aus das Weiße Haus sehen können. So aber lag das jenseitige Ufer des Flusses hinter einem grauen Dunstschleier verborgen, und die Wasseroberfläche begann sich unter dem niederprasselnden Regen zu kräuseln.

»Ich hoffe«, begann Everett, nachdem sie sich gesetzt hatten und der Ober ihre Bestellung aufgenommen hatte, »daß ich Sie nicht zu sehr aufhalte. Sind Sie auf Urlaub hier? Oder geschäftlich?«

»Weder noch«, antwortete Damona. »Wir sind auf der Durchreise. Unsere Maschine kann wegen des Sturms nicht weiterfliegen.«

Everett nickte. »Ich habe davon gehört. Sind eine Menge Maschinen runtergekommen. Sie werden Schwierigkeiten haben, ein Hotelzimmer zu kriegen.«

»Ich hoffe nicht, daß wir über Nacht hierbleiben müssen«, sagte Mike hastig.

Everett überging die Bemerkung. »Ich muß Ihnen noch einmal für Ihre Hilfe danken«, sagte er. »Ohne Sie säße ich jetzt garantiert nicht hier.« Er lächelte und warf Damona einen halb bewundernden, halb

abschätzenden Blick zu. »Wo haben Sie gelernt, sich so zu wehren?« fragte er.

Damona lächelte. »Das meiste hat mir Mike beigebracht. Manchmal ist es von Nutzen. Was wollten diese beiden Männer von Ihnen?«

Everetts Gesicht verdüsterte sich.

»Ich schätze, ich bin ihnen unbequem«, sagte er nach unmerklichem Zögern. »Ich habe in letzter Zeit ein paar Fragen zuviel gestellt.«

»Das waren Indianer, nicht?«

Everett nickte erneut. »Aus dem Reservat draußen«, sagte er. »Ich lebe nicht in Washington, wissen Sie. Ich habe eine Ranch draußen in Parkersville, hundertfünfzig Meilen westlich von hier. In der Nähe gibt es ein Indianerreservat. Die beiden sind mir von dort aus gefolgt. Und ich wiederum…« Er brach ab, schüttelte den Kopf und starrte zwei, drei Sekunden lang aus dem Fenster. »Vielleicht erzähle ich Ihnen die ganze Geschichte von vorn – falls es Sie interessiert, heißt das«, sagte er.

»Natürlich. Deswegen sind wir mitgekommen«, antwortete Damona, ehe Mike etwas sagen konnte.

»Ich habe eine Ranch dort draußen«, wiederholte Everett. »Eine ziemlich große Ranch, ein bißchen Öl, ein paar tausend Rinder…«

Er lächelte melancholisch. »Ich glaube, man könnte sagen, daß ich ein reicher Mann bin. Aber es sieht so aus, als würde mir all mein Geld jetzt nichts nutzen. Dieser Hanson – Sie haben ihn gesehen?«

Damona nickte.

»Ich habe ihn zu Hilfe gerufen«, fuhr Everett fort. »Aber er hat mir kein Wort geglaubt. Er hat mich ausgelacht, und…« Er brach erneut ab, und Damona spürte, wie schwer es ihm fiel, sich seine wahren Gefühle nicht anmerken zu lassen.

»Reden Sie ruhig«, sagte sie. »Mike und ich werden bestimmt nicht lachen. Wir sind… an ungewöhnlichen Dingen interessiert.«

»Es geht um meine Tochter«, murmelte Everett, ohne sie anzusehen.

»Sie haben Probleme mit ihr?« Everett verneinte. »Keine Probleme. Sie ist neunzehn, wissen Sie… natürlich gab es manchmal Ärger, wie mit jedem Mädchen diesen Alters, aber … Nein, eigentlich haben wir uns immer recht gut vertragen. Bis vor vier Wochen.« Er seufzte, lehnte sich zurück und starrte wieder auf den Fluß hinaus.

Der Regen war stärker geworden, und das Wasser sah jetzt aus wie geschmolzenes Blei. »Carry -? meine Tochter – ging bis vor einem halben Jahr hier in Washington aufs College. Seitdem lebt sie auf unserer Ranch. Sie interessiert sich für Indianer, verstehen Sie? Für ihre Geschichte, ihre Sitten… das war schon immer so. Schon als Kind war sie oft draußen im Reservat. Sie hat eine Menge Freunde dort, auch heute noch, und deshalb habe ich mir nichts dabei gedacht, zu Anfang.«

»Wobei?« hakte Mike nach.
Everett schien sich nur mit Mühe vom Anblick des Flusses losreißen zu können. »Nach ihrer Rückkehr«, sagte er, »ging sie wieder hinaus. Wie gesagt, ich habe mir erst nichts dabei gedacht, aber… sie … sie besuchte das Pueblo immer häufiger. Schließlich kam sie gar nicht mehr nach Hause. Ich … habe ein paar Tage gewartet. Immerhin ist sie volljährig, und ich schreibe ihr nicht vor, was sie zu tun hat. Nachdem sie fast eine Woche verschwunden war, bin ich dann doch hingefahren.«
»Und?« fragte Mike, als Everett nicht weitersprach.
»Sie war draußen, bei den Indianern«, berichtete der Rancher. Seine Stimme klang gepreßt, als bereite es ihm große Mühe, die Worte hervorzustoßen. »Aber sie hatte sich verändert.«
»Was heißt das?«
Everett zuckte hilflos die Achseln. »Ich weiß es selbst nicht. Sie war einfach… anders. Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll, wissen Sie? Die Veränderung war nicht äußerlich, aber ich konnte es spüren, sehr deutlich, das Mädchen, das ich dort getroffen habe, war nicht mehr meine Tochter. Ich … habe sie gebeten, mit nach Hause zu kommen, aber sie wollte nicht.«
»Und weiter?«
Everett seufzte. »Ein paar Tage später bin ich noch einmal hingefahren. Aber die Indianer haben mich nicht mehr zu ihr gelassen. Sie sagten, Carry wollte mich nicht sehen. Als ich mich nicht abweisen ließ, zwangen sie mich mit Gewalt, ihr Land zu verlassen. Ich bin dann zum Sheriff gegangen und habe ihm die ganze Sache erzählt. Zuerst dachte ich an Drogen oder so was, verstehen Sie? Aber auch der Sheriff hat nichts ausrichten können. Und da habe ich mich ans FBI gewendet.«
»Und die haben diesen Hanson geschickt?«
»Ja.« Everett nickte und schwieg einen Moment, als der Ober mit ihren bestellten Getränken kam. »Wir dachten an irgendeine Sekte. Gerade Jugendsekten sind hier in den Staaten ein Problem, wissen Sie? Ich bin zusammen mit ihm hinausgefahren. Aber es hat auch nichts genutzt. Carry wollte nicht mehr nach Hause. Und er konnte sie nicht zwingen.« Seine Stimme wurde plötzlich verzweifelt.
»Aber ich weiß, daß sie niemals freiwillig dort bleiben würde, verstehen Sie das? Ich weiß es einfach! Irgend etwas haben diese roten Teufel mit meiner Tochter gemacht. Ich weiß nicht, was oder wie sie es gemacht haben, aber sie haben sie verändert. Als Hanson abreiste, bin ich ihm nachgefahren. Den Rest kennen Sie.«
»Sie glauben, die beiden Indianer haben Sie verfolgt, weil Sie zu viele Fragen gestellt haben. Zuviel Staub aufwirbelten«, sagte Mike.
»Ich glaube es nicht, ich weiß es«, knurrte Everett. »Und ich werde

herausfinden, was dort draußen vor sich geht, das schwöre ich Ihnen. Und wenn ich mit ein paar Jungs hinausfahre und den ganzen Laden zusammenschieße.«

»Das ist auch keine Lösung«, sagte Damona. »Vielleicht ist es ja ganz harmlos.«

Everett lachte so laut auf, daß ein paar der anderen Gäste unwillig die Köpfe wandten und in ihre Richtung sahen. »Harmlos?« schnappte er. »Sie wissen nicht, wovon Sie reden, Miß King. Sie hätten meine Tochter kennen sollen, bevor sie diesen Teufeln in die Hände fiel. Ich weiß nicht, was sie mit ihr angestellt haben, aber sie war ein lebenslustiges junges Ding, vorher. Als ich sie das letzte Mal gesehen habe, kam sie mir vor wie ein lebender Leichnam.« Er brach ab, trank einen Schluck und starrte sekundenlang in sein Glas. »Es… tut mir leid«, sagte er nach einer Weile. »Ich dürfte Sie nicht mit meinen Problemen belästigen.«

»Sie belästigen uns nicht«, sagte Damona. »Ich habe zwar selbst keine Kinder, aber ich kann mir gut vorstellen, wie Sie sich fühlen müssen.«

Everett lächelte. »Danke. Es… tut gut, sich einmal richtig auszusprechen.« Er trank einen Schluck, drehte sein Glas unschlüssig in den Händen und sah erst Damona, dann Mike nachdenklich an. »Ich habe eine Idee«, sagte er. »Wie wäre es, wenn Sie als kleines Dankeschön gewissermaßen eine Einladung auf meine Ranch annehmen würden. Seien Sie für ein oder zwei Tage meine Gäste.«

Mike schüttelte den Kopf. »Gerne, aber wir haben leider nicht so viel…«

»Zeit?« unterbrach ihn Everett. »Vor morgen früh können Sie auf keinen Fall weiterfliegen, Mister Hunter. Und Sie werden kaum ein Hotelzimmer bekommen. Soviel ich weiß, sind mindestens vier verschiedene Kongresse im Gange, ganz zu schweigen von den zusätzlichen Gästen durch das Unwetter. Mein Wagen steht vor der Tür. Wenn wir gleich losfahren, sind wir in spätestens drei Stunden auf meiner Ranch.«

Mike wollte erneut widersprechen, aber Damona trat ihm unter dem Tisch so heftig vors Schienbein, daß er lieber den Mund hielt.

»Wir nehmen an«, sagte sie. »Ich wollte schon lange einmal ein paar richtige Cowboys sehen.«

Everetts Gesicht hellte sich auf. Er nahm hastig seine Brieftasche hervor, legte eine Zehn-Dollar-Note auf den Tisch und stand auf.

Sie gingen zum Ausgang und eilten mit gesenkten Köpfen über den Parkplatz zu Everetts Wagen. Obwohl sie rannten, waren sie alle drei bis auf die Haut durchnäßt, als sie den Wagen erreichten.

Aus dem Nieselregen war mittlerweile ein ausgewachsener Wolkenbruch geworden, und im Westen zuckten die ersten Blitze durch die schwarze Wolkenwand.

Ein schwarzer Schatten glitt über den Parkplatz, hüpfte über die abgestellten Wagen und verschmolz mit dem Grau des Flusses. Damona sah auf und blieb für einen Moment trotz des niederströmenden Regens und des eisigen Windes fasziniert stehen.

Es war ein Adler; ein riesiges, mindestens drei Meter Spannweite messendes Tier mit metallisch schimmerndem Gefieder und einem stolzen, schneeweißen Kopf. Es kreiste über dem Fluß, kam mit einer eleganten Schleife zurück und zog noch einmal langsam über den Parkplatz, ehe es in den niedrig hängenden Wolken verschwand.

»Ein Weißkopfadler«, rief Everett über das Heulen des Windes hinweg. »Das Wappentier der Vereinigten Staaten. Haben Sie schon einmal einen gesehen? In freier Natur, meine ich?«

Damona schüttelte den Kopf.

»Sie sind selten geworden in letzter Zeit«, sagte Everett. Er kramte seinen Autoschlüssel hervor, fingerte einen Moment am Schloß herum und bekam die Tür endlich auf. Wenige Augenblicke später saßen sie alle drei im Schutz des Wagens.

»Seltsam, daß das Tier ausgerechnet hierherkam«, murmelte Damona. »Ich dachte immer, sie würden vor Menschen und Städten zurückscheuen.«

Everett wischte sich eine verklebte Strähne seines grauen Haares aus der Stirn und startete den Motor. »Das tun sie normalerweise auch«, antwortete er, während er mit der Linken Scheinwerfer und Scheibenwischer einschaltete. Ein Knopfdruck ließ die Heizung anspringen. Ein behaglich warmer Luftstrom drang aus den Lüftungsschlitzen unter dem Armaturenbrett. »Vielleicht hat ihn der Sturm hierher getrieben.«

»Ja«, murmelte Damona. »So muß es wohl gewesen sein.« Ihre Worte klangen nicht sehr überzeugt. Und irgend etwas sagte ihr, daß es ganz und gar nicht so gewesen war.

***

Der Wagen kroch mit dröhnendem Motor die Straße entlang. Die dürren Büsche und Grasinseln, die noch vor wenigen Minuten den Weg gesäumt hatten, waren verwitterten Felsen und Geröllhalden gewichen, und Mailand mußte mehr als einmal auf Schrittempo heruntergehen, um einem auf den Weg gerollten Felsbrocken auszuweichen oder ein Hindernis so zwischen die Räder zu nehmen, daß der Truck ohne Gefahr darüber hinwegkommen konnte.

Er schwitzte. Seine Handflächen fühlten sich feucht an, und das Hemd klebte in großen Flecken an Brust und Rücken. Und er fühlte sich mit jeder Minute unwohler. Immer wieder wanderte sein Blick zu dem Körper hinüber, der wie eine leblose Stoffpuppe neben ihm in den Sicherheitsgurten baumelte. Malland begann allmählich zu

begreifen, daß er einen Fehler begangen hatte. Der Schock und die Angst vor möglichen Konsequenzen hatte ihn zu einem Handeln verleitet, das alles andere als überlegt oder gar intelligent war, wie er langsam begriff. Aber er war schon zu tief in die Sache hineingeschlittert, um jetzt noch zurück zu können.

Nein; er würde sich den Leichnam vom Hals schaffen und dann nonstop bis Washington durchfahren. Wenn er jetzt, nach allem, was er bereits getan hatte, zur Polizei ging, würden sie ihm nur einen Haufen dummer Fragen stellen und die verrücktesten Verdächtigungen vorbringen.

Er fuhr ein wenig schneller, schaltete das Fernlicht hinzu und lenkte den Wagen mit klopfendem Herzen über die ausgefahrene Seitenstraße. Die Reifen mahlten knirschend über Kies und kleinere Steine. Es hatte seit Monaten nicht mehr geregnet, und der Boden war unter der unbarmherzigen Glut der Sonne hart wie Beton geworden. Wenigstens würden sie keine Reifenspuren finden, dachte Malland.

Der Truck hüpfte durch ein Schlagloch und schlingerte einen Moment wie ein Schiff auf hoher See, bis Malland ihn wieder unter Kontrolle hatte. Ein dürrer, zu einem schwarzen, blattlosen Skelett abgemagerter Baum tauchte vor ihm aus der Dunkelheit auf und verschwand wieder. Malland fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn. Er schwitzte stärker, aber das lag jetzt eindeutig an seiner Angst.

Sein Blick wanderte immer öfter zu dem Leichnam neben sich hinüber. Der reglose Körper hing schlaff in den Sicherheitsgurten. Der Hut war noch tiefer nach vorne gerutscht, so daß Mailand wenigstens der Anblick des zerstörten Gesichts erspart blieb, und die Hände schabten mit einem raschelnden Geräusch über die Sitzpolster.

Malland schauderte.

Kein Blut, dachte er. Wieso war in der Leiche kein Blut mehr gewesen? Selbst wenn der Mann schon seit Stunden tot war, hätte er Blut sehen müssen, und sei es nur der Farbe nach. Aber da war keines.

Der Truck kroch durch eine flache Senke, fuhr um eine Gruppe verkümmerter Kakteen herum und kam mit einem harten Ruck zum Stehen, als Malland auf die Bremse trat. Der Canyon lag vor ihm.

Jetzt, in der Nacht, wirkte er kaum wie eine Schlucht, sondern mehr wie ein bodenloser, gezackter Riß in der Wüste, eine Bresche, die geradewegs bis in die Hölle hinabführte.

Malland schaltete Motor und Licht aus, stieg aus dem Führerhaus und ging zögernd um den Wagen herum. Der Boden fiel vor ihm senkrecht in die Tiefe. Der Grund des Canyons war nicht zu erkennen, sondern schien unter einer schwarzen, wattigen Schicht aus treibender Finsternis verborgen zu sein. Malland schauderte erneut.

Ein seltsames, beklemmendes Gefühl ergriff von ihm Besitz. Aus der Tiefe schien ein eisiger Windhauch zu ihm herauf zu wehen.

Er wandte sich mit einem Ruck um, zog fröstelnd die Schultern zusammen und ging zum Wagen zurück. Silbernes Mondlicht spiegelte sich auf den Scheiben des Trucks. Für einen Moment hatte Malland den schrecklichen Eindruck, daß ihn die gebrochenen Augen des Toten aus dem Wagen heraus anklagend anstarrten.

»Unsinn«, sagte er laut. Aber der Klang seiner eigenen Stimme beruhigte ihn nicht. Im Gegenteil. Der flüsternde Wind schien die Silben aufzufangen und als höhnisch verzerrtes Echo zurückzutragen.

Malland schüttelte wütend den Kopf, stellte sich auf die Zehenspitzen und öffnete die Beifahrertür.

Der Leichnam kam, seines Haltes beraubt, ins Rutschen, verfing sich in den Sicherheitsgurten und fiel dann kopfüber auf Malland herab. Der Truckdriver schrie vor Schrecken und Überraschung, fing den reglosen Körper instinktiv auf und taumelte unter dem Anprall zurück. Die Hände des Toten klatschten in sein Gesicht, rutschten daran herab und blieben schwer auf seinen Schultern liegen.

Mallands Herz machte einen schmerzhaften Sprung.

Die Finger des Toten bewegten sich! Wie kleine, graue Spinnenwesen krochen seine Hände von beiden Seiten auf seinen Hals zu, tasteten suchend und gierig über seine Haut und legten sich in einem gleichermaßen sanften wie tödlichen Druck um seine Kehle. Gleichzeitig schien der schlaffe Körper immer schwerer zu werden und ihn wie ein Zentnergewicht zu Boden zu zerren.

Mallands Körper reagierte! in diesem Moment automatisch. Er war mehr als zehn Jahre in der Army gewesen, und das letzte Drittel dieser Zeit hatte er in einer Spezialkampfeinheit verbracht, in der er alle nur denkbaren Arten der waffenlosen Verteidigung gelernt hatte. Sein Denken war noch immer wie gelähmt, aber seine antrainierten Reflexe behielten die Oberhand. Er ließ sich zurückfallen, packte die Unterarme des Toten und schleuderte den Zombie mit einem wütenden Ruck über sich hinweg. Der Körper prallte weit hinter ihm auf den betonharten Wüstenboden, rollte ein Stück weit und *begann sich dann langsam aufzurichten*!

Mallands Augen weiteten sich ungläubig.

Was er sah, war vollkommen unmöglich!

Und trotzdem geschah es. Der vermeintlich Tote stemmte sich unsicher auf Hände und Knie hoch, blieb einen Moment lang schwankend und unsicher hocken und starrte aus leeren Augen zu Malland hinüber.

Der Truckdriver wich keuchend zum Wagen zurück, als der Zombie vollends aufstand und mit lose pendelnden Armen auf ihn zuging.

Malland ballte die Fäuste, verlagerte sein Körpergewicht auf das linke Bein und drehte sich ein wenig zur Seite. Irgendwie wußte er, daß er jetzt nicht mehr fliehen konnte. Er würde gegen dieses

schreckliche Ding kämpfen müssen und es entweder besiegen oder sterben.

Der Zombie torkelte wie ein Betrunkener auf ihn zu, hob die Arme und streckte die Hände erneut nach seinem Hals aus.

Malland wartete bis zum letzten Moment. Dann duckte er sich, tauchte unter den zupackenden Händen weg, drehte sich gleichzeitig zur Seite und trat mit aller Gewalt zu. Sein Fuß traf das Gesicht des Untoten mit der Gewalt eines Hammerschlages. Der Zombie wurde zurückgeschleudert, überschlug sich in der Luft und krachte mit vernichtender Wucht zu Boden.

Diesmal wartete Malland nicht, bis er wieder auf die Füße kam.

Ein normaler menschlicher Gegner hätte den Tritt nicht überlebt – aber dieses Ding war kein Mensch mehr, und auch, wenn Malland nicht begriff, gegen was er überhaupt kämpfte – eines wußte er sehr genau: Daß ihm nur eine einzige Chance blieb – das Ding auszuschalten, bevor er in den Griff dieser tödlichen toten Klauen geriet.

Er sprang vor, riß den Untoten hoch, rammte ihm das Knie in den Leib und ließ den Ellbogen mit aller Kraft zwischen seine Schulterblätter krachen, als er sich zusammenkrümmte. Der Zombie fiel auf die Knie, blieb einen Moment reglos hocken und richtete sich dann wieder auf. Sein Kopf pendelte lose auf der Seite, als hätten die Muskeln nicht mehr die Kraft, ihn zu tragen.

Malland wich mit einem ungläubigen Keuchen zurück, holte Schwung und federte dann mit aller Kraft los. Seine Füße trafen den Brustkorb des Zombie und schleuderten den Körper meterweit zurück.

Diesmal dauerte es etwas länger, bis das Ding wieder aufstand.

Malland knurrte erbost. Das Ding mochte unglaublich zäh sein, aber es war langsam. Wenn er es schaffte, es nur ein paar Dutzend Meter vom Wagen wegzulocken.

Er duckte sich, ging mit wiegenden Schritten auf den Untoten zu und begann ihn zu umkreisen. Der Zombie beobachtete jede seiner Bewegungen aus starren, blicklosen Augen, ging aber nicht mehr zum Angriff über.

»Komm schon, Junge«, sagte Malland schweratmend. »Komm.«

Auf dem Gesicht des Untoten erschien die satanische Persiflage eines Lächelns. Fast, als hätte er Mailands Worte verstanden…

Malland wich hastig zurück, als der Zombie auf ihn zuging. Sie waren jetzt vielleicht zwanzig Meter vom Wagen entfernt. Noch einmal zwanzig Meter, und er hatte eine Chance.

Er wich Schritt für Schritt weiter zurück, verfolgt von der boshaften Karikatur eines Menschen, einem Wesen, das längst tot war und ihm trotzdem mit der unbarmherzigen Sturheit einer Maschine folgte. Malland mußte unwillkürlich an einen Roboter denken, als er die

dunkle, schattenhafte Gestalt auf sich zukommen sah. Er blieb stehen, wartete, bis das Ungeheuer näher gekommen war und steppte darin blitzschnell zur Seite. Einer der pendelnden Arme des Untoten folgte seiner Bewegung. Malland packte ihn, drehte ihn mit einem wütenden Ruck herum.

Aber das Ungeheuer kannte keinen Schmerz. Seine zweite Hand zuckte hoch, legte sich um Mallands Kehle und drückte zu.

Der Truckdriver stieß ein halbersticktes, würgendes Keuchen aus, taumelte zurück und versuchte sich dem tödlichen Griff zu entwinden. Aber diesmal ließ der Zombie nicht los. Seine Finger krallten sich mit übermenschlicher Kraft um Mallands Kehle.

Malland wehrte sich verzweifelt. Seine Fäuste trafen immer wieder das Gesicht des Ungeheuers, aber der Zombie schien die Schläge gar nicht zu spüren. Vor Mallands Augen begannen bunte Kreise zu flimmern. Er bekam keine Luft mehr. Sein Herz hämmerte, und in seiner Brust machte sich ein grausamer, unerträglicher Schmerz breit. Mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung riß er die Arme hoch, sprengte den tödlichen Würgegriff und fiel kraftlos hintenüber.

Der Zombie warf sich mit weit ausgebreiteten Armen auf ihn.

Malland drehte im letzten Moment den Kopf weg und riß die Arme hoch, um sein Gesicht zu schützen. Der Zombie hockte wie eine große, mißgestaltete Kröte auf seiner Brust, trieb ihm mit den Knien die Luft aus den Lungen und drückte mit unbarmherziger Kraft seine Handgelenke gegen den Boden.

Malland bäumte sich verzweifelt auf, aber gegen die dämonische Kraft des Wesens hatte er keine Chance.

Der Zombie beugte sich langsam vor. Sein Kopf pendelte haltlos hin und her, aber er näherte sich trotzdem unbarmherzig Mallands Gesicht.

Der Truckdriver schrie gellend auf, als der Untote den Mund öffnete und ein grausames Wolfsgebiß entblößte…

***

Everett war mit seiner Prognose wohl doch etwas zu optimistisch gewesen. Es dämmerte bereits, als sie den Highway verließen und das Ortsschild von Parkersville vor ihnen auftauchte. Das Unwetter war ihnen den Großteil der Strecke auf den Fersen geblieben, und sie hatten – mit Ausnahme der letzten zehn Meilen – nicht schneller als fünfzig fahren können.

Damona sah neugierig aus dem Fenster, als die kleine Ortschaft an ihnen vorüberhuschte. Parkersville glich einem jener verträumten kleinen Orte, wie man sie häufig in Filmen und nur sehr selten in der Realität sieht – eine einzige, nicht einmal ganz eine Meile lange Mainstreet, an der sich ein paar Dutzend Häuser drängten. Es gab nur

zwei größere Gebäude, die Kirche und einen wuchtigen Betonklotz, den Everett auf Damonas Frage als Feuerwehrhaus deklarierte. Sie fuhren ohne anzuhalten durch die Stadt, verließen die Hauptstraße und bewegten sich auf einer staubigen Wüstenpiste weiter nach draußen.

»Wir sind gleich da«, antwortete Everett auf ihre unausgesprochene Frage. »Noch ein paar Meilen.«

Mike runzelte mit unverhohlenem Mißmut die Stirn. »Sie sagten, es wäre nicht weit«, erinnerte er. »Aber das war in Washington.«

Everett lächelte. »Weit ist ein relativer Begriff, Mister Hunter«, antwortete er. »Hier in den Staaten sind hundert Meilen nicht weit. Bei Ihnen in England ist das sicher anders. Aber ich verspreche Ihnen einen schönen Abend auf der Ranch, falls Sie das entschädigt.«

Mike stieß ein unverständliches Knurren aus, schwieg aber. Damona lächelte still in sich hinein.

Die Botschaft, die sie erhalten hatten, hatte nur gesagt, daß sie unbedingt in einem bestimmten Moment an einem bestimmten Ort sein mußten; weder genau wann noch wo noch was sie dort finden würden. Aber Damona hatte schon vor langer Zeit gelernt, auch vagen Hinweisen nachzugehen. Und ihre Begegnung mit den beiden angeblichen Indianern – Indianern mit dem schwarzen Blut der Dämonenfamilie in den Adern – hatte deutlich gemacht, daß sie auf dem richtigen Weg waren. Und sie glaubte auch nicht mehr ganz daran, daß sie Everett durch einen reinen Zufall kennengelernt hatten; im Gegenteil. Irgend etwas, irgendeine unbegreifliche, unsichtbare Macht schien ihr Tun und Handeln zu lenken. Schon früher hatte sie oftmals den Eindruck gehabt, daß Dinge, die scheinbar zufällig geschahen, in Wirklichkeit einem undurchschaubaren Plan folgten, und in letzter Zeit verstärkte sich dieser Eindruck noch mehr. Nicht, daß sie erfreut darüber gewesen wäre. Es war kein schönes Gefühl, sich selbst als Marionette zu sehen, an deren Fäden ein unsichtbarer Spieler zog. Ein Spieler, von dem sie nicht einmal wußte, ob er auf ihrer oder auf der Gegenseite stand.

»Das Indianerreservat liegt dort hinten«, sagte Everett und deutete nach Westen. »Keine zehn Meilen von hier.«

»Und sie leben hier mitten in der Wüste?« wunderte sich Mike.

»Ein Zeltlager in dieser unwirtlichen Gegend, wo…«

»Kein Zeltlager«, unterbrach ihn Everett. »Ein Pueblo. Wissen Sie, was das ist?«

Mike nickte verärgert. »Natürlich«, knurrte er. »So eine Art Haus aus…«

»Eher eine Festung«, unterbrach ihn Everett erneut »Aber Sie werden es kennenlernen, wenn Sie wollen. Ich selbst möchte ungern noch einmal dorthin, aber im Allgemeinen sind die Indianer Fremden

gegenüber eher aufgeschlossen.«

Mike rieb sich nachdenklich das Kinn. »Das habe ich gemerkt«, sagte er sarkastisch. »Sie haben eine recht handfeste Art ihre Zuneigung zu zeigen…«

Everett blinzelte verwirrt und suchte dann in einem unsichreren Lächeln Zuflucht. »Natürlich«, murmelte er. »Das hatte ich vergessen. Die beiden werden Sie wiedererkennen.« Er seufzte, trommelte nervös mit den Fingerspitzen auf dem Lenkrad und schüttelte den Kopf. »Ich weiß überhaupt nicht; woher ich mir das Recht nehme, Sie in *die* Sache hineinzuziehen«, sagte er halblaut. »Vielleicht wäre es das Beste, wenn Sie sich einen Tag auf der Ranch ausruhen und dann weiterfliegen. Irgendwie werde ich die Sache schon hinkriegen.«

Mike lachte, aber es klang nicht sehr amüsiert. »Ich fürchte, wir sind schon mitten drin in der Sache«, sagte er. »Außerdem – was heißt irgendwie? Sie können schlecht mit Gewalt gegen die Leute vorgehen.«

»Kann ich nicht?« fragte Everett. »Es geht um meine Tochter, vergessen Sie das nicht.«

»Immerhin«, wandte Damona ohne rechte Überzeugung ein, »besteht ja noch die Möglichkeit, daß sie tatsächlich freiwillig bei ihnen bleibt.«

Everett lachte hart auf. »Freiwillig! Nehmen Sie's mir nicht übel, Miß King, aber von diesen Sprüchen habe ich die Nase gestrichen voll. Ich kenne Carry, vergessen Sie das nicht. Das Mädchen, das ich dort draußen getroffen habe, ist nicht mehr meine Tochter. Ich werde herauskriegen, was sie mit ihr gemacht haben, das schwöre ich Ihnen. Und wenn ich diesen ganzen verdammten Pueblo dem Erdboden gleichmachen muß!«

Damona setzte zu einer Antwort an, schüttelte aber dann nur den Kopf und sah scheinbar abwesend aus dem Fenster. Natürlich mißbilligte sie Everetts Worte, aber insgeheim konnte sie den Mann verstehen. Auch, wenn seine Art, die Dinge anzugehen, sicher nicht zu billigen war.

Ein schwarzer, verzerrter Schatten huschte neben der Straße über den Wüstenboden, Damona sah auf und sog erschrocken die Luft ein.

»Was ist?« fragte Everett.

Damona deutete wortlos auf den dunklen Umriß, der über und neben dem Wagen in der Luft hin.

»Ein Adler!« keuchte er erstaunt. Damona betrachtete das mächtige, dunkelbraune Tier aus zusammengekniffenen Augen. »Ich kann mich täuschen«, murmelte sie, »aber ich könnte schwören, daß es das gleiche Tier ist, das wir in Washington gesehen haben.«

»Das sind über hundert Meilen«, erinnerte Mike.

»Für ein solches Tier ein Klacks«, sagte Everett. »Sie fliegen sehr

schnell und ausdauernd. Aber der Zufall wäre doch wohl ein bißchen groß.«

Damona warf ihm einen raschen, undeutbaren Blick zu und starrte dann wieder zu dem Tier hinauf. Der Greifvogel flog mit ruhigen, majestätischen Flügelschlägen neben der Straße her, wobei er immer den gleichen Abstand zu ihrem Wagen wahrte.

Fast, dachte Damona, als beobachte er sie…

***

Der Raum war nur vom schwachen Glimmen eines heruntergebrannten Holzkohlefeuers erhellt. Von unten, vom Lager, drang die auf und ab schwellende Melodie eines Liedes herauf, eines Liedes ohne Worte, gesummt aus Dutzenden von rauhen Kehlen und fast so alt wie das Land, das sich rings um den Pueblo ausbreitete.

»Der Tag der Rache«, sagte Checkwoya, »ist gekommen.« Seine Stimme klang dünn und zittrig vom Alter, war aber trotzdem bis in den letzten Winkel des Hauses deutlich zu vernehmen. »Die Zeit des Wartens ist vorüber, die Zeit des Wartens und der Schande, des Stillhaltens und Geduldens. Der weiße Mann hat uns dieses Land mit Feuer und Stahl genommen, doch es wird wieder uns gehören. Schon bald.«

Für lange Zeit breitete sich Stille in dem Raum aus, eine Stille, in der selbst das Knacken und Knistern des heruntergebrannten Feuers seltsam bedrohlich wirkte. Der alte Medizinmann ließ den Blick seiner grauen Augen über die Gesichter der anderen gleiten. Nicht nur die Ältesten waren gekommen, sondern auch einige der jungen Krieger. Stärke, wilde Krieger, wie Checkwoya zufrieden feststellte.

Krieger, die sein Volk wieder zu dem machen würden, was es gewesen war: den Herren dieses Landes.

»Schon morgen«, fuhr er nach einer Ewigkeit fort, »wenn die Sonne über die Berge steigt, wird unser Siegeszug beginnen. Lange, zu lange haben wir gewartet, haben Schande und Not ertragen und gehofft, daß der weiße Mann sein Versprechen einlösen wird. Aber er hat es nicht getan, und so werden wir ihn mit Feuer und Tod vertreiben, wie er einst unsere Vorväter mit Feuer und Tod aus ihren Jagdgründen vertrieben hat. Die Götter unserer Ahnen werden uns dabei helfen, meine Brüder. Mit ihrer Kraft werden wir siegen, denn wir brauchen weder Tod noch Schmerzen zu fürchten. Die Götter unserer Ahnen werden uns beistehen, meine Brüder!«

Checkwoyas Blick blieb einen Moment an den Gestalten der drei Weißen hängen, die gleich seinen Brüdern am Feuer hockten. Ihre Augen waren leer und die Gesichter wirkten im rötlichen Schein der Glut seltsam starr und puppenhaft. So wie sie, dachte er mit mühsam beherrschter Erregung, würden bald viele sein. Männer, deren Haut

weiß und deren Seele rot war.
»Bringt die Tochter des weißen Mannes«, sagte er.
Zwei der Indianer erhoben sich und eilten wortlos hinaus, um wenige Augenblicke zurückzukehren, ein schlankes, in ein einfaches Gewand gehülltes weißes Mädchen zwischen sich. Auch ihr Gesicht wirkte so leer wie das der drei Männer, aber in ihren Augen glomm ein diabolisches Feuer. Manchmal, wenn er ihre wahre Kraft spürte, fürchtete sich Checkwoya selbst vor dem Mädchen.
Aber er wußte auch, daß es nicht ihre Kraft war, die er fühlen und benutzen konnte. Sie war nicht mehr als ein Medium, ein Bindeglied zwischen dieser und der Welt der Dämonen und Götter. Lange, lange Zeit, fast sein ganzes Leben hindurch, hatte er nach einem Medium wie ihr gesucht. Und jetzt, da er sie gefunden hatte, würde er seine Rache vollziehen.
Für einen Moment stieg die Vision eines neuen, schöneren Lebens vor Checkwoyas innerem Auge empor. Er wußte, daß das, was er tat, nur ein Anfang sein konnte, der erste Schlag in einem langen und bitteren Kampf, dessen Ende er nicht mehr erleben würde.
Aber sie würden den weißen Mann besiegen, und irgendwann, vielleicht in einer, vielleicht in zehn Generationen, würde sein Volk wieder frei sein.
Das Mädchen setzte sich, und wieder erschauerte Checkwoya, als er dem Blick ihrer dunklen, lodernden Augen begegnete.
»Bist du bereit, meine Tochter?« fragte er.
Das Mädchen nickte. »Ich bin bereit.«
»So laß uns beginnen.«
Checkwoya beugte sich vor, neigte den Kopf und faltete die Hände in einer gebetsähnlichen Stellung vor der Brust. Die anderen Mitglieder des Stammes nahmen die gleiche Haltung ein, während die drei Weißen wie große, lebensechte Puppen sitzenblieben, den Blick starr ins Feuer gerichtet.
Der Medizinmann begann zu singen; eine dunkle, schwermütige, einfache Melodie, die die Gedanken, die Atemzüge und Herzschläge der anderen allmählich in ihren Rhythmus zwang. Es wurde kühler.
Die Flammen loderten plötzlich heller, als erhielten sie aus dem Nichts heraus Nahrung, aber trotzdem begann sich eine unwirkliche, klamme Kälte im Raum auszubreiten.
»Ketendi«, murmelte Checkwoya, »wir rufen dich. Zeige dich, großer Ketendi, und gib deinen Söhnen die Kraft und den Mut, den sie brauchen.« Er wiederholte die Worte wieder und immer wieder, bewegte sich in einer langsamen, wiegenden Bewegung vor und zurück und murmelte immer wieder die gleichen Silben.
Die Gestalt des Mädchens schien plötzlich zu flimmern. Ihre Umrisse verschwammen, zerfaserten und wurden blaß, als gäbe es plötzlich

irgend etwas zwischen ihr und dem Lagerfeuer. Der Medizinmann begann lauter zu sprechen, und die anderen summten die Melodie seiner Worte mit.

Langsam begann vor der Gestalt des Mädchens ein großer, verschwommener Umriß zu materialisieren; etwas, das menschlich und doch auch vollkommen fremd aussah, ein riesiges, grobschlächtiges Ding, gebadet in unheimliches, grünes Licht.

»Ketendi!« keuchte Checkwoya. »Du bist gekommen!«

Das unheimliche Ding begann weiter Gestalt anzunehmen. Es war groß, selbst im Sitzen war zu erkennen, daß es ein Gigant war, ein Gigant mit schuppiger, grüner Haut, sicher zwei Köpfe größer als der größte Krieger des Stammes, ungeheuer breiten Schultern und Armen und Beinen, die so massig wie kleine Baumstümpfe waren.

»Ketendi!« wiederholte der Medizinmann. Seine Stimme bebte vor Erregung. »Behüter unseres Volkes! Wir riefen dich, und du kamst, uns in den Kampf zu führen!«

Das Wesen antwortete nicht. Der Blick seiner riesigen, wie geschliffener Kristall funkelnden Augen war starr auf das Gesicht des Medizinmannes gerichtet.

Aber es war auch nicht nötig, daß das Wesen sprach. Checkwoya mußte all seine Kraft aufbieten, um weiter ruhig dazusitzen und seiner Musterung standzuhalten, und er sah, daß es den anderen auch nicht besser erging.

Ketendi war gekommen! Ketendi, der mächtigste der alten Dämonen, der Hüter seines Volkes, von dessen Existenz nie ein weißer Mann erfahren hatte. Er hatte ihm Kraft gegeben, hatte ihm über das weiße Mädchen gezeigt, wie er stark und unverletzlich werden konnte, und nun war er selbst erschienen!

Checkwoya unterdrückte mit Mühe ein Lächeln.

Ketendi selbst, der oberste aller Kriegsdämonen, war erschienen, um seinem Volk bei seiner gerechten Rache zu helfen. Wenn die Sonne das nächste Mal aufging, würden sie mit ihrem Kampf beginnen. Und keine Macht der Welt konnte sie dann noch aufhalten.

Keine.

***

Die Ranch war größer, als Damona erwartet hatte. Nachdem sie das Tor passiert hatten, mußten sie noch mehr als eine Meile über die staubige Piste fahren, ehe der langgestreckte, weiße Holzbau endlich vor ihnen auftauchte. Es war dunkel geworden, und Everett hatte die Scheinwerfer eingeschaltet, so daß ihr Kommen schon von weitem bemerkt worden war. Ein alter, grauhaariger Schwarzer in der weißen Livree eines Dieners kam ihnen entgegengeeilt und riß diensteifrig den Wagenschlag auf.

»Das ist Sam«, erklärte Everett lächelnd. »Sozusagen der gute Geist des Hauses. Ich wüßte nicht, was ich ohne ihn machen würde.«

Damona stieg aus, nahm ihre Handtasche vom Rücksitz und wartete, bis Mike und Everett ebenfalls aus dem Wagen gestiegen waren. Ihr Rücken fühlte sich vom langen Sitzen steif an und schmerzte ein wenig, und sie war froh, daß Everett nicht direkt zum Haus gefahren war und sie ein paar Schritte laufen mußten. Sie bedauerte es, die Ranch erst nach Dunkelwerden erreicht zu haben – hinter dem hell erleuchteten Wohnhaus zog sich noch eine ganze Ansammlung weiterer Gebäude dahin, Stallungen und Schuppen sicherlich, und sie hätte sich die Ranch gerne eingehend angesehen.

Everett bemerkte ihren Blick. »Ich zeige Ihnen gerne alles«, sagte er, während sie auf das Haupthaus zugingen. »Aber zuerst lassen Sie uns essen. Die Fahrt war doch anstrengend.«

Sie betraten das Haus und gingen durch eine hohe, mit wertvollem Holz verkleidete Halle ins Eßzimmer hinüber. Everett hatte schon vom Flughafen aus angerufen und ihr Kommen avisiert, so daß alles vorbereitet worden war.

Damona sah sich mit unverhohlener Neugier um. Everett schien nicht gerade zu den Menschen zu gehören, die mit ihrem Reichtum hinter dem Berg hielten – die Einrichtung dieses einen Raumes mußte schon mehr gekostet haben, als ein normaler Arbeiter in zwei Jahren verdienen konnte.

»Ich weiß, was Sie jetzt denken«, sagte Everett, als er ihren Blick bemerkte. »Aber glauben Sie mir, Miß King – ich würde mein ganzes Geld geben, wenn ich dadurch meine Tochter zurückbekäme. Helfen Sie mir, sie zu befreien, und ich gebe Ihnen, was Sie wollen.«

»Wir sind nicht an Geld interessiert, Mister Everett«, antwortete Mike an Damonas Stelle. »Ich glaube, wir haben ein bißchen mehr davon als Sie.«

Everett schien für einen Moment verwirrt. Er setzte sich, griff in Gedanken nach seinem Weinglas und stellte es auf den Tisch zurück, ohne zu trinken.

»Entschuldigung«, murmelte er. »Ich wollte Sie nicht beleidigen. Es ist nur…«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen«, sagte Damona sanft.

»Ich kann mir sehr gut vorstellen, was Sie fühlen, Mister Everett. Wir werden tun, was in unserer Macht steht.«

Everett nickte, wartete, bis sie und Mike ebenfalls Platz genommen hatten und betätigte eine kleine Glocke, die vor ihm auf dem Tisch stand.

Das Essen wurde aufgetragen. Everett verlor kein Wort mehr über seine Tochter oder die Indianer während sie aßen, sondern beschränkte sich darauf, über sich zu reden oder auf Damonas Fragen

bezüglich der Farm zu antworten.
Erst, als sie mit dem Nachtisch fertig waren und die Diener das Geschirr abgetragen hatten, kam Damona wieder zum Thema.
»Diese beiden Männer, die Sie am Flughafen angriffen«, sagte sie, »was wollten sie von Ihnen? Sie entführen? Oder sollte es nur eine Warnung sein?«
Everett hob die Schultern und seufzte. »Ich wollte, ich wüßte es«, murmelte er. »Wahrscheinlich haben sie Angst, daß ich zuviel Staub aufwirbele. Ich habe eine Menge Leute wild gemacht, wissen Sie. Hanson hat mir zwar kein Wort geglaubt, aber diese Roten wissen, daß ich keine Ruhe geben werde, bevor meine Tochter nicht wieder bei mir ist. Ich vermute, sie wollen mich zum Schweigen bringen.«
»Das würde bedeuten, daß Sie auch hier nicht sicher sind«, warf Mike ein.
Everett lächelte. »Ich glaube schon. Ich habe fast dreißig Mann hier auf der Ranch, Mister Hunter. Sie werden kaum mit einer Armee anrücken. Und wenn doch, kann ich selbst der widerstehen, glaube ich. Aber das was heute geschehen ist, wird mir eine Warnung sein. Ich werde nicht mehr allein aus dem Haus gehen. Wenn sie es noch einmal versuchen, werden sie ihr blaues Wunder erleben.«
»An den Sheriff haben Sie sich schon gewandt?« fragte Damona.
Everetts Gesicht verfinsterte sich. »Watkins?« Er nickte. »Sicher Sheriff Watkins ist ein prima Kerl, aber ich fürchte, von ihm ist keine Hilfe zu erwarten. Er steht auf ihrer Seite.«
»Wie meinen Sie das?«
Everett zögerte einen Moment. »Vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt«, antwortete er. »Watkins ist der Meinung, daß die Indianer ungerecht behandelt werden. Vermutlich hat er damit noch nicht einmal unbedingt unrecht. Natürlich würde er kein Verbrechen decken, aber er tut doch alles, um sie zu schützen – solange es legal ist, versteht sich. Solange ich ihm keine Beweise liefern kann, wird er nichts unternehmen. Von dieser Seite brauchen wir keine Hilfe zu erwarten.« Er lächelte ein wenig wehleidig, stand auf und ging zur Hausbar, um sich einen Drink zu mixen. »Auch einen?«
Mike nickte, während Damona dien Kopf schüttelte. Sie hatte das Gefühl, daß es besser war, einen klaren Kopf zu behalten.
»Ich weiß nicht, was ich tun werde«, gestand Everett, als er mit zwei gefüllten Gläsern zurückkam. »Ich werde morgen noch einmal hinausfahren und mit Checkwoya reden…«
»Ihr Häuptling?« unterbrach ihn Mike.
»Der Medizinmann. Der Häuptling ist alt und hat schon lange keine Macht mehr. Der wahre Herrscher ist Checkwoya. Die jungen Krieger tun alles, was er sagt.«
»Sie reden, als handele es sich bei ihnen wirklich um einen wilden

Indianerstamm«, sagte Damona.

Everett sah sie ernst an. »Das sind sie auch, Miß King«, antwortete er nach sekundenlangem Schweigen. »Ich sagte Ihnen doch, daß dort draußen etwas vorgeht. Bis vor ein paar Wochen waren es ganz normale Männer und Frauen, aber in letzter Zeit…« Er schüttelte den Kopf, trank einen Schluck und fuhr nachdenklich mit dem Fingernagel über den Rand seines Glases. »Sie benehmen sich, als wären sie direkt aus dem Drehbuch eines Hollywood-Filmes entsprungen«, fuhr er fort. »Natürlich laufen sie nicht rum und massakrieren die Leute, aber das ist auch alles. Sie … sie singen ihre alten Lieder, tragen wieder die Kleidung ihrer Vorfahren, Kriegsbemalung, Waffen … nichts, was verboten wäre, aber es ist … erschreckend. Und meine Tochter ist mitten drin in diesem Haufen Wahnsinniger.«

»Und Sie glauben, dieser Medizinmann steckt dahinter?«

»Ich *weiß* es«, antwortete Everett scharf. »Dieser Mann hat eine unheimliche Macht über Menschen. Ich bin ihm ein paarmal begegnet, und ich muß sagen – selbst ich hatte Angst vor ihm. Er ist… irgendwie unheimlich. Ja, ich glaube, das ist das richtige Wort. Unheimlich.«

Damona schwieg einen Moment.

»Wir werden Sie begleiten«, sagte sie schließlich, »wenn Sie noch einmal hinausfahren. Ich möchte mir diesen Medizinmann einmal ansehen.«

Sie sollte eher Gelegenheit dazu bekommen, als ihr lieb war.

***

Checkwoya fuhr wütend herum, als er die Bewegung unter dem Eingang wahrnahm.

»Wer wagt es, die heilige Handlung zu stören?« zischte er.

Der junge Krieger zuckte beim Klang seiner Worte zusammen, kam aber trotzdem näher. Als er in den Lichtschein des Feuers trat, erkannte ihn der Medizinmann. Es war einer der beiden Männer, die er ausgeschickt hatte, um Everett zum Schweigen zu bringen.

»Was gibt es?« fragte er, immer noch gereizt, aber nicht mehr ganz so scharf wie zu Anfang.

»Verzeiht, wenn ich euch störe«, sagte der Krieger leise. »Aber es ist – wichtig.«

»Ihr habt den Vater des weißen Mädchens getötet?«

»Wir haben es versucht«, murmelte der Krieger kleinlaut.

Checkwoya schwieg einen Moment. In seinem Gesicht regte sich nichts, aber in seinen Augen blitzte es ärgerlich auf. »Ihr habt versagt«, stellte er fest.

Der Krieger schüttelte hastig den Kopf. »Er… er hat Hilfe bekommen«, sagte er. »Zwei Fremde. Sie … tauchten plötzlich auf und griffen uns an.«

»Fremde?« schnappte Checkwoya. »Was für Fremde?«
»Ein Mann und eine Frau. Ich weiß nicht, wer sie sind. Aber sie sind jetzt bei ihm auf der Ranch. Er wird ihnen alles erzählen.«
Checkwoya machte eine wegwerfende Handbewegung. »Soll er. Niemand wird ihm glauben, bevor es nicht zu spät ist.« Er überlegte einen Moment, stand dann auf und ging mit schleppenden Schritten zu dem weißen Mädchen hinüber, das noch immer reglos und wie in Trance dahockte und ins Feuer starrte. »Aber du hast recht«, murmelte er, ohne den Krieger anzusehen. »Er wird allmählich lästig. Und er ist einer von denen, die unter Volk am schlimmsten ausgebeutet haben. Das Land, von dessen Reichtum er lebte, gehört uns. Vielleicht wäre er würdig, um das erste Opfer Ketendis zu sein.«
Er sah, wie der junge Krieger beim Klang des Namens zusammenzuckte, und diesmal konnte er sich eines raschen, siegessicheren Lächelns nicht verwehren.
»Du hast richtig verstanden«, sagte er überraschend sanft »Er ist gekommen. Ketendi hat unsere Gebete erhört und ist erschienen, um uns zu helfen. Morgen wird er unser Volk in den Kampf führen.«
Er lächelte, und diesmal erwiderte der junge Krieger das Lächeln.
Aber es wirkte nicht echt, und die Angst darin überwog.
Für einen Moment spürte Checkwoya ein berauschendes Gefühl der Macht in sich aufsteigen. Er war es, der den Dämon heraufbeschworen hatte, und ihm, nur ihm allein würde er gehorchen.
»Geh jetzt«, sagte er schließlich. »Bereite alles vor. Wir werden noch vor Morgengrauen angreifen. Der Vater des weißen Mädchens wird sterben, wenn die Sonne aufgeht. Er und seine Freunde.«

***

Mitternacht war längst vorüber, als Damona und Mike sich endlich in das Gästezimmer im ersten Stockwerk des Ranchgebäudes zurückzogen. Everett hatte noch lange geredet, aber das Gespräch hatte sich im Kreise gedreht, und sie waren zum Schluß keinen Schritt weiter gewesen als zu Anfang. Im Grunde, das hatte Damona im Laufe ihrer Unterhaltung recht schnell bemerkt, war Everett nicht halb so stark, wie er tat. Er war nichts als ein verzweifelter alter Mann, der seine Tochter verloren hatte und für den eine Welt zusammengebrochen war.
»Ich frage mich«, sagte Mike, nachdem sie zu Bett gegangen waren und eine Weile schweigend im Dunkel nebeneinander gelegen hatten, »ob du dich nicht in etwas verrennst.«
Damona schüttelte den Kopf. »Wieso?«
»Geschichten wie diese passieren täglich zu Hunderten auf der Welt«, antwortete Mike. »Es ist nicht unbedingt etwas Neues, daß eine Tochter ihren Vater verläßt. Und gerade junge Leute erliegen

verdammt oft den Versprechungen irgendwelcher Sekten.«

Damona antwortete nicht gleich. Mikes Worte hörten sich durchaus logisch an – sie hatte nicht den geringsten Beweis dafür, daß hier wirklich schwarze Magie im Spiel war, nichts außer einer vagen Andeutung und einem Tropfen schwarzen Blutes, der auf ihrer Hand gewesen war.

»Wir werden es herausfinden«, antwortete sie. »Ich bin jedenfalls fest entschlossen, Everett morgen zu begleiten. Wenn unsere Freunde von der Schwarzen Familie wirklich die Hände im Spiel haben, dann spüre ich es.«

»Ich frage mich langsam, ob es wirklich eine so gute Idee war, sich mit einer Hexe einzulassen«, murmelte Mike. Er drehte sich auf die Seite und schloß demonstrativ die Augen. »Wird jedenfalls interessant sein festzustellen, wie du mit einem Haufen Wilder fertig wirst, die sich auf dem Kriegspfad befinden.«

»Wenn es nur das ist«, antwortete Damona, »mache ich mir die geringsten Sorgen.«

Aber Mike hörte schon gar nicht mehr hin. Er war bereits eingeschlafen. Damona betrachtete ihn eine Weile kopfschüttelnd, drehte sich dann ebenfalls in ihre Decke ein und versuchte Schlaf zu finden.

Aber es gelang ihr nicht auf Anhieb. Sie fühlte eine seltsame, schwer zu begründende Unruhe, jenes unangenehme Gefühl, das man dann verspürt, wenn man glaubt, etwas vergessen zu haben, vergessen oder übersehen, ohne sich wirklich erinnern zu können, was.

Irgendwie gelang es ihr schließlich doch, einzuschlafen, aber es war ein unruhiger, von Alpträumen und Visionen geplagter Schlaf, aus dem sie schon bald wieder schweißgebadet erwachte.

Sie blieb eine Weile reglos liegen und hoffte, wieder einzuschlafen, aber ihre Gedanken und Gefühle waren zu sehr in Aufruhr. Eine Zeitlang wälzte sie sich unruhig hin und her und stand schließlich auf, um Mike nicht zu wecken.

Ihr Blick streifte die Leuchtziffern des Weckers auf der Nachtkonsole. Es war kurz nach vier.

Sie streifte ihren Morgenmantel über, blieb einen Moment unschlüssig neben dem Bett stehen und ging dann zum Fenster.

Der Hof lag wie ausgestorben unter ihr. Vorhin, als sie angekommen waren, hatte sie zwei Hunde gesehen, die offenbar frei auf dem Gelände herumstreunten, große, wolfsähnliche Tiere, die nicht den geringsten Laut ausgestoßen, aber jede ihrer Bewegungen mit wachen Augen verfolgt hatten. Von den Tieren war im Augenblick keine Spur zu sehen, aber Damona zweifelte nicht daran, daß sie irgendwo in der Nähe waren und über ihr Territorium wachten.

Nein, es gab absolut keinen Grund, sich Sorgen zu machen. Solange

sie auf der Ranch blieben, waren sie sicher. Selbst wenn die beiden Indianer Everett wirklich mit der Absicht gefolgt waren, ihn umzubringen, bis hierher würden sie sich kaum vorwagen.

Und trotzdem verstärkte sich mit jeder Sekunde das Gefühl der Gefahr, der Bedrohung in ihr. Sie blieb noch eine Weile am Fenster stehen, ging zum Bett zurück und begann sich lautlos anzuziehen.

Schlafen konnte sie in dieser Nacht sowieso nicht mehr, aber das bedeutete nicht, daß sie Mike deswegen wecken mußte. Sie konnte genausogut hinausgehen und versuchen, an der frischen Luft ein wenig Entspannung zu finden.

Ohne einen bestimmten Grund dafür nennen zu können, nahm sie ihre Waffe aus der Handtasche und steckte sie in die Jackentasche.

Sie verließ das Zimmer, schlich auf Zehenspitzen durch den Flur und die Treppe hinunter und stand wenige Augenblicke später vor dem Haus. Nach der Wüstenhitze des Tages empfand sie die Kühle doppelt intensiv. Sie schauderte, zog den Reißverschluß der Jacke hoch und steckte die Hände in die Taschen. Die Kälte würde nicht mehr lange anhalten, im Osten war das Samtblau der Nacht schon weniger tief, und in kurzer Zeit würde sich bereits der erste graue Dämmerungsstreifen über dem Horizont zeigen. Vielleicht lohnte es sich schon aufzubleiben, nur um einmal wieder einen Sonnenaufgang mitzuerleben. Trotz allem war Damona immer noch eine junge Frau, fast noch ein Mädchen, das manchmal sehr romantisch sein konnte. Nur blieb ihr in letzter Zeit immer weniger echtes Privatleben.

Sie drehte sich um, sah in den wolkenlosen Sternenhimmel hinauf und ging langsam über die hölzerne Veranda auf die Stallungen zu.

Der unverkennbare Geruch und ein gelegentliches, leises Schnauben sagten ihr, daß dort Pferde gehalten wurden. Eine Menge Pferde, der Größe des Gebäudes nach zu schließen.

Sie drückte prüfend die Klinke herunter, aber die Tür war verschlossen. Damona zuckte enttäuscht die Achseln, trat einen Schritt zurück und hielt nach einem anderen Zugang Ausschau.

Ein dunkler, dreieckiger Schatten huschte über die hölzerne Wand und verschwand wieder.

Damona fuhr erschrocken herum. Ihr Kopf flog mit einem Ruck in den Nacken.

Über ihr, gegen den samtschwarzen Nachthimmel nur als mächtige dunkle Schatten zu erkennen, kreisten zwei Adler!

Damona betrachtete die beiden Tiere mit wachsender Beunruhigung. Schon zweimal war sie heute ähnlichen Vögeln begegnet – das konnte kein Zufall mehr sein!

Sie wich unwillkürlich in den Schatten des Hauses zurück und preßte sich eng gegen die rauhe Holzwand. Die Adler flogen eine weite Schleife über dem Ranchgelände, verschwanden für einen Moment aus

ihrem Sichtfeld und tauchten dann etwas weiter südlich wieder auf. Eines der Tiere schwenkte herum, glitt, ohne mit den Flügeln zu schlagen, wie ein großes dunkles Segelflugzeug dicht über dem Dach des Wohnhauses hinweg und setzte dann irgendwo auf dem Hof zur Landung an.

Ein leises, wütendes Knurren ließ Damona herumfahren. Ihr Herz machte einen wilden Sprung, als sie die beiden riesigen deutschen Schäferhunde erkannte. Die Tiere mußten sich ihr unbemerkt genähert haben, während sie zu den Adlern hinaufgestarrt hatte.

Damona wich einen halben Schritt zurück und griff unwillkürlich nach der Pistole. Die Hunde folgten ihr. Damona sah, daß ihr Nackenfell gesträubt und die Ohren eng angelegt waren. Die Pfoten scharrten unruhig im Boden, und hinter den hochgezogenen Lefzen blitzten tödliche Wolfsgebisse.

Verzweifelt hielt sie nach einem Fluchtweg Ausschau. Aber sie wußte im gleichen Moment, daß es sinnlos sein würde, wegzulaufen. Selbst wenn es ihr gelang, die Waffe zu ziehen und einen der Hunde zu erschießen, würde der andere sie zerfleischen, bevor sie Gelegenheit bekam, auch ihn unschädlich zu machen.

Die Tiere kamen wieder einen Schritt näher. Damonas Hand krampfte sich um den Pistolengriff. Aber sie wagte es nicht, die Waffe zu ziehen. Wenn die Hunde abgerichtet waren – und daran zweifelte sie keine Sekunde –, dann würde der Anblick der Pistole erst recht ein Angriffssignal für sie sein.

Einer der Hunde drehte plötzlich den Kopf, schnupperte und stieß dann ein tiefes, drohendes Grollen aus. Sein Schwanz begann wütend zu peitschen.

Und dann ging alles unglaublich schnell.

Ein spitzer, kreischender Schrei zerriß die Luft. Damona sah einen mächtigen Schatten aus den Augenwinkeln auf sich zurasen, warf sich zu Boden und verbarg den Kopf zwischen den Armen. Etwas Großes, Schweres rauschte über ihr durch die Luft, die Hunde begannen wütend zu bellen, dann das Geräusch eines dumpfen Aufschlages.

Damona wälzte sich auf den Rücken und schrie vor Überraschung auf. Einer der Hunde war tot. Er lag in seltsam verrenkter Haltung wenige Zentimeter neben ihr, und aus seiner aufgerissenen Kehle sickerte Blut in einem breiten, dunklen Strom. Der zweite war in einen verzweifelten Kampf mit einem gigantischen schwarzen Adler verwickelt.

Damona sah sofort, daß das Tier keine Chance hatte. Die mörderischen Klauen des Riesenvogels hatten sich tief in sein Fleisch gegraben, und der handlange Schnabel zuckte immer und immer wieder wie eine zustoßende Axt herab. Der Hund schnappte verzweifelt nach seinem Peiniger, aber der Vogel ließ ihm keine

Chance. Seine mächtigen Klauen preßten das Tier mit unbarmherziger Kraft gegen den Boden. Der Schnabel stieß ein letztes Mal herab, traf das Genick des Hundes.

Damona erwachte aus ihrer Erstarrung. Sie stemmte sich auf Hände und Knie hoch, riß die Luger aus der Jackentasche und feuerte dreimal hintereinander.

Die Kugeln saßen genau im Ziel. Der Adler wurde wie von einem Hammerschlag getroffen herumgewirbelt, fiel mit weit ausgebreiteten Schwingen auf den Rücken und versuchte mit einer verzweifelten Anstrengung hochzukommen.

Er schaffte es nicht.

Mit seinem Körper ging eine unheimliche Veränderung vor. Das schwarze, schimmernde Gefieder schien wie verschmorender Kunststoff zusammenzuschmelzen, bog und wand sich, brodelte einen Moment wie kochendes Pech und veränderte seine Farbe. Die Flügel veränderten sich, wurden zu Armen…

Damona begriff erst, was wirklich geschah, als die Verwandlung bereits vollzogen war. Sie stand auf, betrachtete fassungslos die Waffe in ihrer Hand und den verkrümmten, menschlichen Körper vor sich.

Ein helles, wütendes Kreischen zerriß die Nacht. Damona registrierte die Bewegung im letzten Moment und ließ sich zur Seite fallen. Die tödlichen Fänge des zweiten Adlers verfehlten ihr Gesicht um Haaresbreite und schnappten mit häßlichem Geräusch vor ihr zusammen. Sie fiel, kam blitzschnell wieder auf die Knie und schoß, zwei-, dreimal hintereinander. Aber die Kugeln pfiffen harmlos an dem Tier vorbei.

Der Adler stieß einen wütenden Schrei aus, schwang sich mit einem mächtigen Flügelschlag in die Luft und war Bruchteile von Sekunden später in der Dunkelheit verschwunden.

Damona richtete sich schweratmend auf. Überall auf der Ranch flammte jetzt Licht auf. Die Haustür wurde aufgerissen, dann polterten schwere, hastige Schritte auf der Veranda.

»Was ist passiert? Wer hat da geschossen?« rief Everett aufgeregt.

Damona drehte sich um, trat dem Rancher entgegen und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Waffe in ihrer Hand.

»Ich«, sagte sie.

Everett blieb so abrupt stehen, als wäre er vor eine unsichtbare Wand gelaufen. »Sie?« keuchte er ungläubig. »Aber…« Er stockte, blinzelte verwirrt und starrte verblüfft auf den verkrümmten Leichnam hinter Damona.

»Mein Gott!« stöhnte er. »Was ist passiert?« Er eilte an Damona vorbei, kniete neben dem Toten nieder lind drehte ihn auf den Rücken.

»Einer Ihrer Freunde, vermute ich«, sagte Damona so gelassen, wie es

ihr in diesem Moment möglich war. »Er wollte mich umbringen.«

Everett sah auf, starrte erst sie, dann die beiden toten Hunde und dann wieder die Leiche an, als könne er einfach nicht begreifen, was hier passiert war.

»Aber wieso…«, stammelte er fassungslos. »Was …« Er schluckte, stand auf und fuhr sich verwirrt mit den Händen durch das Gesicht.

»Was ist passiert?« fragte er noch einmal.

Damona sah sich rasch um. Sie waren noch allein, aber von überallher strömten Menschen auf sie zu. Die Schüsse mußten die gesamte Ranch geweckt haben.

»Ich erkläre es Ihnen im Haus«, sagte sie hastig. »Es ist vielleicht komplizierter, als Sie glauben.«

Everett nickte, wenn er auch, seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen, immer noch nicht begriffen hatte, was vorging. »Er hat… hat die Hunde getötet«, murmelte er.

»Und er hätte mich auch umgebracht, wenn ich mich nicht gewehrt hätte«, nickte Damona. »Es tut mir leid. Ich hatte keine Wahl. Kennen Sie den Mann?«

Everett nickte. »Sie kennen ihn auch«, murmelte er, wobei er es aber sorgfältig vermied, den Leichnam anzusehen. Der Anblick schien ihm Übelkeit zu bereiten. »Er war… es ist einer der beiden, die … vor denen Sie mich heute am Flughafen beschützt haben.« Er schüttelte den Kopf, stöhnte leise und sah Damona aus weit aufgerissenen Augen an. »Was … was wollte er hier?« keuchte er. »Er wollte mich ermorden, nicht?«

»Sie«, verbesserte Damona. »Es waren zwei. Der andere ist… weggelaufen. Aber wir gehen besser ins Haus, und …«

»Damona! Was ist passiert?«

Damona sah auf und erkannte Mike, der barfüßig und nur mit seiner Pyjamahose bekleidet aus dem Haus gestürzt war. Mittlerweile hatte sich eine dichte Menschentraube um sie herum gebildet, aber Mike verschaffte sich rücksichtslos mit Händen und Ellbogen Platz.

Der Schrecken auf seinem Gesicht verwandelte sich in tiefe Bestürzung, als er den Toten zu Damonas Füßen sah.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte Damona. »Aber wenn ich gewartet hätte, bis du mir zu Hilfe kommst, dann würde ich jetzt wahrscheinlich hier liegen.«

Mike überging die Spitze, kniete kurz neben dem Toten nieder und betrachtete ihn flüchtig.

»Einer von unseren Freunden vom Flugplatz«, knurrte er. »Wo ist der andere?«

»Weg«, antwortete Damona King kurz angebunden. Sie wollte ins Haus und allein mit Everett reden, bevor seine Leute, den ersten Schock überwanden und anfingen, Fragen zu stellen.

Aber es schien, als wäre es schon zu spät dafür.

»Irgend etwas stimmt doch hier nicht«, murmelte Everett. Sein Blick glitt immer wieder ungläubig über die zerfetzten Hundekörper und den toten Indianer.

»Wieso… was hat er mit den Hunden gemacht. Das war doch … kein Mensch. Ich meine – kein Mensch kann einen Hund so zurichten. Und wieso … wieso ist er nackt?«

Damona schluckte einen Fluch herunter. »Ich sagte Ihnen ja, ich muß es Ihnen erklären«, antwortete sie. »Aber nicht hier. Gehen wir ins Haus. Und sagen Sie Ihren Männern, daß sie die Leiche in einen Schuppen schaffen und gut bewachen sollen.«

***

Die Männer bewegten sich lautlos wie Schatten durch die Nacht. Es war ein gutes Dutzend – große, halbnackte Gestalten, die mit ihren Pferden verwachsen zu sein schienen und ohne Sättel und Zaumzeug ritten. Die Hufe der Tiere waren mit Lappen umwickelt, so daß sie nicht das geringste Geräusch verursachten, und die nackten Oberkörper der Männer waren mit roten und blauen Kriegsfarben bemalt, die sie selbst aus nächster Nähe beinahe unsichtbar werden ließen.

Checkwoya betrachtete das Dutzend Krieger voller Stolz. Es waren die Besten. Die Besten seines Stammes, vielleicht seines ganzen Volkes. Er hatte sie selbst ausgesucht, hatte ihnen alles beigebracht, was er selbst wußte, hatte sie jahrelang und unerbittlich ausgebildet.

Sie waren nicht viele, aber mit Ketendis Hilfe und der Kraft, die ihnen ihr Glaube gab, würden es genug sein. Ihre Zahl würde wachsen, und bald würden mehr und mehr zu ihnen stoßen. Der alte Medizinmann wußte sehr gut, daß seine Position im Stamm nicht unangefochten war. Viele der Alten hatte die Hoffnung an eine bessere Zukunft längst verloren, und viele der Jungen waren schon vom Gift des weißen Mannes durchdrungen, seiner Art zu denken und zu leben. Es gab viele im Stamm, die nicht mit dem einverstanden waren, was er tat, aber bisher hatte niemand den Mut gehabt, sich offen gegen ihn zu stellen.

Und morgen, dachte er, bei Sonnenaufgang, wenn der weiße Mann und seine beiden Helfer am Marterpfahl standen und einen langsamen und qualvollen Tod starben, würden auch die letzten Zweifler verstummen.

Er hob die Hand, um die Kolonne zu stoppen, drehte sich im Sattel um und gab das vereinbarte Zeichen. Die Krieger teilten sich lautlos in zwei gleichgroße Gruppen auf und begannen den Hügel in weitem Bogen zu umgehen.

Checkwoya sah nachdenklich in den Himmel hinauf. Es war keine

Wolke zu sehen, aber der Mond war zu einer schmalen Sichel zusammengeschrumpft, deren Licht kaum ausreichte, mehr als vage Schatten und Umrisse zu erkennen. Und selbst wenn es anders gewesen wäre – der weiße Mann fühlte sich in seinem Haus vollkommen sicher. Ihr Angriff kam überraschend. Sie würden keine Zeit für Gegenwehr haben.

Die Krieger verschwanden einer nach dem anderen in der Dunkelheit. Checkwoya blieb allein zurück. Er war zu alt, um selbst an dem Angriff teilzunehmen, zu alt und zu gebrechlich.

Zumindest in dieser Gestalt…

Wieder sah er in den Himmel hinauf. Von seinen beiden Brüdern war noch keine Spur zu entdecken, aber er war sicher, daß sie ihre Aufgabe zu seiner Zufriedenheit erledigt hatten. Everett verließ sich vollkommen auf seine Hunde. Waren sie ausgeschaltet, gab es kein Hindernis mehr für seine Krieger.

Checkwoya lächelte.

Er hatte einen hohen Preis dafür bezahlt, seinem Volk die Freiheit wiederzugeben, vielleicht den höchsten Preis, den ein Mensch jemals für irgend etwas bezahlt hatte, aber es hatte sich gelohnt.

Bilder tauchten vor seinem inneren Auge auf, Erinnerungen an ein Geschehen, daß er trotz allem am liebsten für immer vergessen hätte und das ihn trotzdem bis an sein Lebensende verfolgen würde. Jahre, jahrzehntelang hatte er gebetet und gehofft, hatte die Götter angefleht, ihm den Weg zu zeigen, einen Weg, auf dem er sein Volk in die Freiheit führen konnte. Aber seine Gebete waren nicht erhört worden.

Bis er den Fremden getroffen hatte.

Es war hier gewesen, in der Wüste, vielleicht sogar in der Nähe des Ortes, an dem er sich jetzt aufhielt. Er war, wie so oft, allein in die Nacht hinausgegangen, um zu beten und die Götter anzurufen, aber in dieser Nacht war er nicht allein geblieben.

Checkwoya erinnerte sich noch gut an den eisigen Schrecken, der ihn durchfahren hatte, als er den Mann sah. Selbst jetzt reichte die bloße Erinnerung, ihm einen eisigen Schauer über den Rücken, zu jagen.

Es war nicht das Aussehen des Mannes gewesen. An seinem Äußeren war nichts Besonderes – ein normaler, mittelgroßer, dunkelhaariger Mann mit scharf geschnittenem Gesicht, der plötzlich aus dem Nichts heraus vor ihm aufgetaucht und ihn mit seinem Namen angesprochen hatte.

»Wer bist du?« hatte Checkwoya gefragt.

Der Mann hatte gelächelt, aber auf eine Art, die ihm Angst machte.

»Mein Name in dieser Welt«, hatte er geantwortet, »lautet Theraikis. Aber das tut nichts zur Sache. Ich bin gekommen, um dir zu helfen.«

»Mir?« hatte Checkwoya gefragt, gleichermaßen von Unglauben wie

von Mißtrauen erfüllt. »Aber du bist ein Weißer, und ich…«
»Ich weiß, was du planst, Checkwoya«, hatte der Mann geantwortet. »Aber höre mir zu.«
Und dann hatten sie geredet, die ganze Nacht und noch bis lange in den Tag hinein.
Selbst heute noch spürte Checkwoya eine tiefe, kaum zu beherrschende Angst, wenn er an das zurückdachte, was ihm der Fremde erzählt hatte. Aber schließlich hatte er doch eingewilligt. Er hatte keine Wahl. Er wollte Rache für sein Volk, und wenn es nur die Wahl zwischen zwei Arten der Versklavung gab, dann würde er sein Volk wenigstens zu Herren statt zu Dienern gemacht wissen.
Und dann, als sie ihr Abkommen geschlossen hatten, hatte sich der Fremde vorgebeugt und ihn an der Schulter berührt, ganz sacht nur, aber diese flüchtige Berührung hatte gereicht, ihn zu dem werden zu lassen, was er heute war…
Checkwoya drängte die Erinnerung mit aller Macht zurück und zwang sein Pferd mit leisem Schenkeldruck, den Hügel hinauf zu traben. Seine Krieger waren längst in der Dunkelheit verschwunden.
Die Ranch lag wie ein schwarzer, langgestreckter Schatten vor dem Horizont. Es würde noch fast eine Stunde dauern, bis sie sie erreichten.
Aber er hatte Zeit.
Alle Zeit dieser Welt.

***

»Glaubst du, daß es richtig war, ihm alles zu erzählen?« fragte Mike zweifelnd.
Damona starrte an ihm vorbei auf die Tür, durch die Everett verschwunden war. Sie hatte über eine Stunde geredet, langsam, aber ohne Unterbrechung, und Everett hatte wortlos und mit wachsender Verblüffung zugehört.
»Er hat ein Recht, es zu erfahren«, antwortete sie nach einer Weile.
»Schließlich geht es um seine Tochter, vergiß das nicht.«
Mike lachte hart.
»Ein Recht?« wiederholte er. »O ja, sicher. Es wird ihn ungemein beruhigen, zu erfahren, daß seine Tochter in der Gewalt von Dämonen ist. Außerdem wird er dir kein Wort glauben.«
»Unterschätz ihn nicht. Was hier passiert ist, ist eindeutig genug, und…«
»Für dich und mich«, unterbrach sie Mike, »aber nicht für jemanden, der nicht an die Existenz von schwarzer Magie glaubt. Wir…«
Er brach abrupt ab, als die Tür aufgestoßen wurde und Everett den Raum betrat. Der Rancher wirkte blaß und verstört. Seine Hände führten unkontrollierte, nervöse Bewegungen aus, und auf seinem

Gesicht lag ein schwer zu beschreibender, ungläubigher Ausdruck.
Ohne ein Wort zu sagen, ging er zur Bar, goß sich einen Drink ein und kippte ihn in einem Zug hinunter.
»Nun?« fragte Damona.
Everett schüttelte den Kopf, goß sein Glas ein zweites Mal voll und drehte sich langsam um. »Sie… Sie haben recht«, sagte er stockend.
»Sie waren draußen und haben sich den Toten angesehen?«
Everett nickte. Die Bewegung schien ihm Mühe zu bereiten.
»Das… das ist kein Mensch«, sagte er schwach. »Die Zähne … ein …. ein Wolfsgebiß. Schwarzes Blut …« Seine Augen weiteten sich, als begriffe er jetzt erst, was er da draußen wirklich gesehen hatte.
»Was ist das für ein Ding?«
»Ein Dämon«, antwortete Damona ruhig. »Eines von jenen Wesen, von denen ich Ihnen erzählt habe.«
Everett nickte, aber es war eine rein mechanische Bewegung ohne echte Bedeutung. »Ein Dämon«, wiederholte er leise.
»Sie erinnern sich an die Adler, die wir beobachtet haben?«
»Das waren…« Everett schüttelte den Kopf, ließ sich in einen Sessel fallen und trank einen Schluck. Sein Blick richtete sich beinahe flehend auf Mike.
»Stimmt das alles?« fragte er.
Mike nickte. »Ich fürchte, Mister Everett. Wir haben es schon in Washington gemerkt. Das ist auch der Grund, aus dem wir Ihrer Einladung gefolgt sind.«
»Aber das würde bedeuten, daß meine Tochter in der Gewalt von… von Teufeln ist!« keuchte Everett.
»Schon«, sagte Damona hastig. »Aber wir haben es schon oft erlebt, daß sie unschuldige Menschen unter ihren Willen zwingen, ohne ihnen wirklich zu schaden. Wir haben eine gute Chance Ihre Tochter zu befreien.« Sie warf Mike einen raschen, warnenden Blick zu. Mike nickte unmerklich. Everett hatte in der letzten Stunde mehr erfahren, als er verarbeiten konnte. Sie konnten ihm jetzt nicht sagen, daß seine Tochter vermutlich tot oder so gut wie tot war. Der Schock hätte ihn umgebracht.
»Und was«, fragte Everett nach einer Weile, »wollen Sie tun?«
»Sie bekämpfen«, antwortete Damona. »Aber dazu müssen wir mehr über sie wissen. Vor allem müssen wir wissen, was sie überhaupt vorhaben. Und was dieser Angriff auf die Ranch zu bedeuten hat.«
»Ich dachte, er hätte Ihnen gegolten.«
Damona winkte ab. »Kaum. Ich war nur zufällig draußen. Ich fürchte, Sie waren als Opfer ausersehen. Mein Auftauchen hat ihren Plan durchkreuzt, aber sie werden es wieder versuchen.«
Everetts Miene verhärtete sich. »Das nächste Mal bin ich vorbereitet«, grollte er. »Meine Männer sind gut bewaffnet.«

»Sie können einem Dämon nicht mit einer normalen Waffe beikommen«, sagte Mike. »Sie sind immun dagegen. Außerdem nutzen wir keinem, wenn wir hier eine Schlacht inszenieren.«

»Aber Miß King hat doch auch…«

»Meine Waffe ist mit Silbermunition geladen«, unterbrach ihn Damona sanft. »Eines der wenigen Dinge, mit denen man sie töten kann. Ich weiß, was Sie jetzt denken«, fuhr sie nach einer winzigen Pause fort. »Aber wir können nicht einfach hinausgehen und sie alle über den Haufen schießen. Selbst wenn es möglich wäre, würde ich es nicht tun. Es würden Unschuldige dabei zu Schaden kommen.«

»Meine Tochter ist auch unschuldig«, antwortete Everett.

»Und wir würden auch sie in Gefahr bringen«, fuhr Damona ungerührt fort. »Gewalt ist in diesem Fall keine Lösung, Mister Everett.«

Everett schnaubte. »Gehören Sie etwa zu denen, die glauben, die Welt mit dem Gebetbuch in der Hand verbessern zu können?«

»Nein. Aber auch nicht mit der Waffe. Ich…«

Everett schnitt ihr mit einer blitzschnellen Bewegung das Wort ab.

»Still!« zischte er. »Ich höre etwas!« Er stand auf, stellte sein Glas auf den Tisch zurück und ging zum Fenster. Behutsam zog er die Gardine zur Seite und spähte hinaus.

Damona tauschte einen raschen Blick mit Mike. Ihre Hand glitt in die Tasche und kam mit der Luger wieder heraus.

»Was ist?«

Everett zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht«, murmelte er. »Ich dachte, ich hätte etwas gehört, aber draußen ist niemand. Jedenfalls sehe ich niemanden.«

»Vielleicht einer Ihrer Leute?« vermutete Mike.

»Ich habe sie wieder zu Bett geschickt.« Everett trat vom Fenster zurück, schüttelte den Kopf und lächelte schwach. »Wahrscheinlich habe ich es mir nur eingebildet«, sagte er. »Ich bin ein bißchen nervös, und…«

Ein berstender Schlag traf die Tür und ließ sie gegen die Wand krachen. Damona und Mike fuhren nahezu gleichzeitig herum und – erstarrten.

Der Anblick war phantastisch.

Unter der Tür war ein hünenhaft gebauter Indianer erschienen.

Sein nackter, mit grellbunten Kriegsfarben bemalter Oberkörper glänzte im Licht der Deckenlampe, als wäre er eingeölt, und der beinahe meterlange Federschmuck, der von seinem Kopf bis weit über die Schultern herabfiel, gab ihm ein barbarischschönes Aussehen.

»Vorsicht!« schrie Mike.

Sein Schrei riß Damona aus ihrer Erstarrung. Sie ließ sich zur Seite fallen, rollte über die Schulter ab und riß im Aufspringen die Waffe

hoch.
Ihre Reaktion kam um eine Winzigkeit zu spät. Der Indianer sprang mit phantastischer Schnelligkeit vor, trat ihr die Luger aus der Hand und schlug gleichzeitig mit aller Kraft zu. Damona taumelte zurück, fiel über den Tisch und rollte sich instinktiv zur Seite.
Der steinerne Tomahawk des Kriegers bohrte sich dort in die Tischplatte, wo Sekundenbruchteile zuvor noch ihr Kopf gewesen war.
Sie sprang auf, duckte sich unter einem weiteren Hieb weg und rammte dem Indianer den Ellbogen in die Rippen. Der Krieger keuchte, ließ seine Axt fallen und krümmte sich zusammen.
Aber die Aktion verschaffte Damona nur wenig Luft. Mehr und mehr Krieger drängten durch die Tür herein. Hinter ihrem Rücken ging die große Panoramascheibe zu Bruch, und auch von dieser Seite stürmten buntbemalte Indianerkrieger in den Raum.
Der Kampf war zu Ende, bevor er richtig begonnen hatte. Mike und Everett schienen in einem ganzen Knäuel halbnackter, ölig glänzender Körper zu verschwinden. Damona schlug einen zweiten Angreifer nieder, schmetterte einem weiteren die Handkante ins Gesicht und sah gerade noch die flache Seite einer Streitaxt auf ihre Stirn zurasen… dann nichts mehr.

***

Sie erwachte von der Berührung einer kühlen, weichen Hand auf der Stirn. Es war warm; jene unverwechselbare, angenehme Wärme, wie sie nur ein offenes Feuer ausstrahlt, und in der Luft lag der Geruch von brennendem Holz und gebratenem Fleisch. Ein dumpfer, bohrender Schmerz hatte sich in ihrer Schläfe eingenistet.
Damona öffnete die Lider und blinzelte ein paarmal, um die grauen Schleier vor ihren Augen zu vertreiben. Über ihr war ein Gesicht, ein altes, runzeliges Gesicht mit dunkler Lederhaut, eingerahmt von strähnigem grauem Haar. Das Gesicht einer Indianerin.
Der Anblick brachte Damona schlagartig in die Wirklichkeit zurück. Sie fuhr hoch, stöhnte, als der Schmerz in ihrer Schläfe bei der abrupten Bewegung grell aufflammte und sank mit einem leisen Wimmern zurück.
Die Indianerin schüttelte den Kopf und lächelte sanft. »Nicht anstrengen«, sagte sie. »Der Schmerz vergeht. Dir ist nichts geschehen.«
Damona nickte, setzte sich noch einmal – diesmal wesentlich langsamer – auf und versuchte die Hände an den Kopf zu heben. Es ging nicht. Ihre Handgelenke waren mit dünnen, festen Lederriemen zusammengebunden, eine zweite Schnur verband die Fesseln mit ihren Fußknöcheln, die ebenfalls zusammengebunden waren. Sie würde nicht einmal aufstehen können.

»Bleib liegen«, sagte die Alte noch einmal. »Ich bringe dir eine Schale mit heißer Suppe. Das wird dir guttun.«

»Was ist geschehen?« murmelte Damona schwach. »Wo bin ich?«

»Die Krieger haben dich gebracht«, erklärte die alte Frau, während sie aufstand und mit schleppenden Schritten durch den Raum schlurfte. Sie bückte sich, machte sich eine Zeitlang an einem Topf zu schaffen, der über einem offenen Feuer hing, und kam mit einer Holzschale voll dampfender Suppe zurück. »Sie sagen, du wärst eine Gefangene. Sie sagen auch, daß du eine Freundin des Vaters des weißen Mädchens bist und unserem Volk Böses willst. Aber das glaube ich nicht.« Sie lächelte, ließ sich neben Damona auf die Knie sinken und hielt ihr die Schüssel hin. »Hier, nimm. Danach wirst du dich besser fühlen.«

Damona deutete mit einer Kopfbewegung auf ihre gefesselten Hände. »Damit kann ich schlecht essen«, sagte sie. »Es wäre bequemer, wenn Sie mich losbinden würden.«

Die Alte schüttelte den Kopf »Ich darf es nicht«, sagte sie ernsthaft.

»Checkwoya würde mich töten, wenn ich dich losbinde. Aber ich helfe dir. Warte.« Sie stellte die Schale ab, nahm einen hölzernen Löffel vom Boden auf und machte Anstalten, Damona zu füttern.

Damona wandte ärgerlich den Kopf. »Ich will nichts essen«, sagte sie scharf.

Die Indianerin blickte sie nachdenklich an, seufzte und legte den Löffel zurück. »Wie du willst«, murmelte sie. »Ich habe es nur gut gemeint.«

Damona glaubte ihr sogar. Irgendwie spürte sie, daß diese alte Frau nicht ihr Feind war.

»Wo sind die anderen?« fragte sie.

»In einem anderen Raum. Man brachte dich zu mir, weil man glaubte, du seiest verletzt. Aber dir fehlt nichts.«

Damona dachte an ihren schmerzenden Schädel und verzog das Gesicht. »Was soll das Ganze eigentlich?« fragte sie. »Dieser Überfall und die Entführung…«

»Es war Checkwoyas Befehl«, antwortete die Frau. »Die jungen Krieger tun, was er sagt. Niemand wagt es, sich seinen Befehlen zu widersetzen, auch wenn viele von uns glauben, daß er Unrecht tut. Aber er besitzt große Zaubermacht. Alle fürchten ihn. Er tut Unrecht, aber er ist stark. Und grausam.«

»Und das erzählst du mir so einfach?«

Die Alte lächelte seltsam. »Ich fürchte ihn nicht«, antwortete sie.

»Ich bin zu alt, um noch Angst zu haben. Er mag mich töten, doch das schreckt mich nicht mehr. Die jungen Krieger fürchten ihn, weil ihr Leben kaum begonnen hat und er ihnen viel nehmen kann. Mir kann er nichts mehr nehmen.«

Damona schwieg nachdenklich. Offensichtlich hatte der Medizinmann seinen dämonischen Einfluß noch nicht auf den gesamten Stamm ausdehnen können. Und offensichtlich bestand der Stamm zum Großteil noch aus normalen Menschen, nicht aus Dämonen.

Vielleicht hatte sie noch eine Chance.

»Ich möchte… ihn sprechen«, sagte sie stockend.

»Checkwoya?«

Damona nickte. »Ja. Kannst du mich zu ihm bringen?«

»Er wird kommen«, antwortete die Indianerin. »Er ist jetzt beim Vater des weißen Mädchens. Danach wird er zu dir kommen.«

Der Vater des weißen Mädchens – damit war offensichtlich Everett gemeint. Das bedeutete, daß er noch am Leben war. Und Mike wohl auch.

Damona rutschte in eine bequemere Lage und sah sich aufmerksam in ihrem Gefängnis um. Der Raum war annähernd würfelförmig, Wände aus nackten, unverkleideten Lehmziegeln, ein strohgedeckter Boden und eine hohe, von schweren Balken getragene Decke, in deren Mitte ein winziger Rauchabzug war. Es gab kein Fenster, sondern nur eine niedrige, rechteckige Tür, vor der noch finsterste Nacht herrschte. Die Einrichtung war denkbar primitiv – das Lager aus Decken und Fellen, auf dem sie lag, die niedrige Feuerstelle, ein einfaches Regal, in dem eine Anzahl tönerne Gefäße stand, an den Wänden ein paar handgewebte Teppiche in bunten Farben.

Fast, dachte Damona, als hätte jemand mit äußerster Gründlichkeit versucht, jede Spur von technischer Zivilisation und Fortschritt zu tilgen. Das Pueblo hätte genausogut aus einer anderen Zeit stammen können.

Vor der Tür klangen Schritte auf. Die Alte sprang hoch, sah erschrocken zum Eingang und trug dann hastig die Schüssel fort.

Damona unterdrückte ein Lächeln. Der Respekt der Alten vor dem Medizinmann schien doch größer zu sein, als sie zugeben wollte.

Eine gebückte Gestalt betrat den Raum, blieb einen Moment unter dem Eingang stehen und kam dann langsam näher. Hinter ihm betraten zwei weitere Männer den Raum.

Damona wußte sofort, wen sie vor sich hatte. Sie hätte den Medizinmann nicht einmal anzusehen brauchen. Schon früher hatte sie die Anwesenheit von Dämonen manchmal gespürt, aber es war selten so stark gewesen wie jetzt. Checkwoya schien von einer dunklen, unsichtbaren Aura umgeben zu sein; einer fast körperlich spürbaren Ausstrahlung des Bösen, aber auch der Macht und Kraft.

Plötzlich verstand sie, daß dieser Mann sein Volk beherrschte.

Der Medizinmann sagte ein paar Worte in einem schnellen, unverständlichen Dialekt zu der Alten; die daraufhin gehorsam nickte

und den Raum verließ. Dann wandte er sich an Damona.
»Du bist nicht verletzt«, sagte er. »Das ist gut.«
Damona schürzte trotzig die Lippen. »Das habe ich nicht gerade der Fürsorge deiner Männer zu verdanken.«
Checkwoya lächelte. Zumindest nahm Damona an, daß die Grimasse, die er schnitt, ein Lächeln darstellen sollte.
»Ich habe von dir gehört, Damona King«, sagte er. »Ich war begierig darauf, dich kennenzulernen. Meine Krieger berichteten mir, daß du gut kämpfst für eine Squaw.«
»Nicht gut genug«, sagte Damona achselzuckend. »Sonst wäre ich nicht hier.«
Das Lächeln auf Checkwoyas Gesicht erlosch so übergangslos wie es erschienen war. »Du hast einen meiner Brüder getötet«, sagte er.
»Dafür wirst du bezahlen. Dein Tod wird besonders qualvoll sein.«
Damona lächelte geringschätzig. »Du gehst sehr leichtfertig mit Menschenleben um, wie?«
»Menschenleben!« Checkwoya spie das Wort regelrecht hervor.
»Du sprichst von Menschenleben? War es nicht dein Volk, das beinahe eine ganze Rasse ausgelöscht hat. Das uns unser Land gestohlen und Tausende und Abertausende unserer Brüder gemordet hat?«
Damona rang für einen Moment um ihre Fassung, aber Checkwoya sprach bereits weiter, als hätte er gar keine Antwort erwartet.
»Ich bin gekommen, um mit dir zu reden, Damona King, doch ich sehe, daß du genauso verstockt bist wie die anderen. Auch du wirst sterben, doch ich hoffte, daß du unsere gerechte Sache wenigstens erkennen würdest«
»Was für eine gerechte Sache?« fragte Damona kühl. »Das Entführen und Ermorden von Menschen?«
Checkwoya machte eine wütende Handbewegung, »Schweig! Du weißt nicht, wovon du sprichst! Euer Tod wird meinem Volk zeigen, daß ich auf dem richtigen Weg bin! Euer Tod wird ein Zeichen sein, das sie in den Kampf führt, einen Kampf…«
»… den ihr nicht gewinnen könnt«, fiel ihm Damona ins Wort.
»Du bist nicht der erste Indianer, der glaubt, durch Gewalt Gerechtigkeit für sein Volk erzwingen zu können. Und du wirst nicht der Erste sein, der daran scheitert.«
»Aber ich bin der Erste, der wirklich die Macht hat, mein Volk in die Freiheit zu führen«, sagte Checkwoya ruhig. »Sieh hin! Sieh dir diese beiden Männer an, weiße Frau!« Er deutete auf seine beiden Begleiter. Damona sah erst jetzt, daß es sich nicht um Indianer, sondern um Weiße handelte. Aber ihre Gesichter wirkten seltsam starr, puppenhaft leer. Sie sahen aus, als stünden sie unter Trance.
»Auch sie gehörten zu unseren Feinden«, erklärte Checkwoya mit

einem dünnen, bösen Lächeln. »Und nun sind sie meine treuesten Verbündeten. Sie gehen für mich in den Tod, wenn ich es will. Du glaubst mir nicht? Soll ich es dir beweisen? Soll ich dir beweisen, wie groß meine Macht jetzt schon ist? Komm!« Er bückte sich, zog einen Dolch unter dem Umhang hervor und durchtrennte mit einer raschen Bewegung Damonas Fußfesseln. Er zerrte sie auf die Füße, stieß sie grob vor sich her und packte sie unsanft am Arm, als sie den Raum verließen.

Sie standen auf dem Dach des Pueblo, zehn, zwölf Meter über dem Boden. Checkwoya ging rasch bis zur Kante, befahl Damona stehenzubleiben und winkte einen seiner beiden Begleiter zu sich heran.

»Jetzt sieh, Damona King, über welche Macht ich verfüge. Noch gestern war dieser Mann unser Feinde ein Mensch wie du, dem unser Volk nicht mehr bedeutet als der Schmutz unter seinen Stiefeln. Und nun sieh, wie treu ergeben er mir ist! Spring!«

Der Mann sprang.

Er wandte sich ohne die geringste Regung um, machte einen Schritt über die Kante hinaus und stürzte wie ein Stein in die Tiefe.

Damona schloß stöhnend die Augen. Das Geräusch des Aufpralls wehte dumpf zu ihr hinauf.

Checkwoya lachte leise; ein böser, meckernder Laut, der kaum mehr menschlich klang.

»Es gibt niemanden, der sich Ketendis Macht entziehen könnte!« erklärte er triumphierend. »Er ist gekommen. Du kannst ihn nicht sehen, noch nicht, aber er ist bei uns, hier, bei uns, mir und meinem Volk. Du hast gesehen, wie wenig ihm euer Widerstand gilt. Ihr werdet uns nicht aufhalten können.«

»Aber warum?« sagte Damona mühsam. »Warum dieser Wahnsinn?«

»Warum?« Checkwoya riß sie wütend herum, legte seine Hand unter ihr Kinn und zwang sie, ihn anzusehen. »Warum?« schrie er noch einmal. »Wegen zweihundert Jahren Sklaverei und Knechtschaft! Wegen ungezählter Toter, Ermordeter, wegen des Landes, das ihr zerstört und geplündert habt! Wegen ungezählter Kinder, die nie geboren wurden, weil ihre Mütter und Väter erschlagen worden sind! Darum! Und darum werdet ihr sterben, du, dein Freund und der Vater des weißen Mädchens! Ihr werdet sterben, so wie alle Feinde meines Volkes gestorben sind, langsam und unter Qualen, und euer Tod wird ein Signal für mein Volk sein, aufzustehen und sich gegen euch zu erheben!«

Damona begriff nur langsam, was der Medizinmann meinte. »Du… du meinst, ihr wollt uns … foltern?« sagte sie stockend.

Checkwoya lachte boshaft. »Ja. Und eure Schreie werden den Untergang eures Volkes einläuten. Und nun geh. Wir werden dich

holen, sobald die Sonne aufgeht!« Er ergriff sie am Arm, drehte sie herum und beförderte sie mit einem brutalen Stoß in den Raum zurück, in dem sie erwacht war.

Damona sank mit einem kraftlosen Seufzen in die Knie und blieb reglos hocken. Sie spürte kaum, wie Checkwoya sich entfernte und statt dessen eine Wache vor der Tür Aufstellung nahm.

***

Ihre Füße waren nicht wieder gefesselt worden, aber der hünenhafte Indianerkrieger, der mit verschränkten Armen vor der Tür Wache stand und von Zeit zu Zeit finster zu ihr hereinblickte, machte jeden Fluchtversuch ohnehin von vornherein aussichtslos. Selbst wenn es ihr gelingen würde, den Mann auszuschalten – sie würde nie ungesehen das Lager verlassen können. Und auch dann lägen zwischen ihr und dem nächsten Ort, von dem sie Hilfe herbeirufen konnte, noch zehn Meilen tödlicher Wüste.

Die Worte, die Checkwoya ihr gesagt hatte, gingen ihr nicht mehr aus dem Kopf. Sie wußte, daß der Alte ein Verrückter war – die schlimmste Art von Verrückten, ein Fanatiker. Ein Menschenleben schien ihm nicht viel zu bedeuten, und sie zweifelte nicht daran, daß er nicht zögern würde, Hunderte, vielleicht Tausende von Unschuldigen zu opfern, wenn er die Macht dazu hatte.

Und irgend etwas sagte ihr, *daß* er die Macht hatte.

Damona schrak zusammen, als hinter ihr Schritte laut wurden.

Aber es war nur die alte Frau, die, mit einem Bündel unter dem Arm, zurückgekommen war. Sie wechselte ein paar Worte mit dem Posten vor dem Eingang, trat dann ein und lud ihre Last neben dem Feuer ab.

»Möchtest du jetzt etwas Suppe?« fragte sie so unbeteiligt, als wäre nichts geschehen.

Damona sah auf. Irgend etwas am Klang ihrer Stimme erschien ihr seltsam. Aber sie konnte nicht sagen, was.

Die Alte kam, ohne auf eine Antwort zu warten, mit einer Schale Suppe zu ihr herüber, kniete neben ihr nieder und reichte ihr den Löffel. »Nimm«, sagte sie laut. Leiser fügte sie hinzu: »Ich muß mit dir reden. Iß.«

Damona nickte, griff gehorsam nach dem Löffel und kostete die Suppe. Sie schmeckte überraschend gut.

»Du hast Checkwoya kennengelernt«, flüsterte die Alte nach einem vorsichtigen Blick zur Tür. Von dem Wächter war im Moment keine Spur zu sehen. »Ich wollte, daß du ihn siehst, bevor du gehst.«

Bevor Damona wußte, was sie überhaupt mit diesen Worten meinte, beugte sie sich blitzschnell vor, zog ein Messer und durchtrennte ihre Handfessel. »Die Krieger erzählen, daß du kämpfst wie ein Mann«, flüsterte sie. »Wenn das so ist, dann überwältige die Wache. Aber du

mußt es leise tun. Wenn er Hilfe ruft, sind wir beide verloren.«

Damona starrte die alte Frau verwirrt an. »Warum tust du das?«

»Checkwoya ist nicht auf dem richtigen Weg«, antwortete sie. »Er wird unserem Volk den Untergang bringen, nicht den Sieg. Jemand muß ihn aufhalten. Das Leben einer alten Frau ist ein geringer Preis dafür.«

»Aber wie komme ich aus dem Lager?«

Die Indianerin deutete mit einer Kopfbewegung auf das Bündel, das sie mitgebracht hatte. »Dort sind Kleider. Wenn du sie trägst, wird dich niemand erkennen. Und unten steht ein Wagen. Er gehörte einem weißen Mann, den sie… töteten.« Sie stand auf, ging zum Eingang und kam mit raschen Schritten zurück.

»Schnell jetzt. Zieh dich um. Ich werde den Wächter rufen, sobald du fertig bist.«

Damona erwachte endlich aus ihrer Erstarrung, streifte die Reste der Lederriemen, mit denen sie gefesselt gewesen war, von den Handgelenken und zog sich dann hastig um. Die Alte hatte ihr ein einfaches, sackähnliches Kleid und buntbestickte Mokassins gebracht. Mit diesen Kleidern und ihren schwarzen, lose fallenden Haaren konnte sie wirklich als Indianerin durchgehen, zumindest bei nicht allzu genauer Betrachtung.

Damona warf ihre eigenen Kleider achtlos in die Ecke, sah sich nach etwas um, das sie als Waffe benutzen konnte, und nahm schließlich achselzuckend und mit leeren Händen neben der Tür Aufstellung. Sie brauchte keine Waffe. Ein langer Kampf kam sowieso nicht in Frage. Sie würde das Lager entweder unbehelligt verlassen – oder gar nicht.

»In Ordnung«, flüsterte sie. »Ich bin soweit.«

Die Alte nickte, trat ein paar Schritte zurück und rief ein paar Worte in ihrer Muttersprache.

Der Wächter knurrte eine Antwort und kam gebückt durch die Tür.

Damona ließ ihm nicht die Spur einer Chance. Ihr Fuß kam in einem perfekten Halbkreis hoch. Der Mann wurde nach oben und hinten gerissen, knallte mit dem Hinterkopf gegen den niedrigen Türbalken und fiel lautlos vornüber.

»Gut gemacht«, lobte die Alte. »Und nun geh. Rasch. Der Wagen steht hinter dem Pueblo. Wenn du ihn erreichst, bist du in Sicherheit. Es gibt keinen anderen Wagen im Lager.«

Damona stieg über den reglos daliegenden Krieger hinweg und ging zur Tür. Aber sie zögerte noch. »Und du?«

Die Alte machte eine wegwerfende Handbewegung. »Scher dich nicht um mich. Geh.«

Damona zögerte noch immer. »Du könntest mich begleiten«, sagte sie.

»Ich wäre keine Hilfe für dich. Du wirst all deine Schnelligkeit

brauchen, um zu entkommen. Geh nun! Rasch!«

Damona sah ein, daß die alte Frau recht hatte. Sie konnte sie nicht mitnehmen. Ihre Chance, zu entkommen, war auch so denkbar gering. Aber es widerstrebte ihr auch, die Frau, der sie ihr Leben zu verdanken hatte, dem sicheren Tod zu überlassen.

Aber es gab keine andere Lösung.

Sie nickte noch einmal, wandte sich dann endgültig um und trat auf das Dach hinaus.

Es wurde bereits hell. Im Osten zeigte sich der erste rote Streifen der Dämmerung, und auf dem Lagerplatz unter ihr flackerten Dutzende von kleinen Feuern.

Der Anblick ließ Damona einen Moment reglos verharren. Eines der Feuer war größer als die anderen. Es war kreisförmig angelegt, ein glosender Feuerring, in dessen Mitte sich drei hohe, geschwärzte Baumstämme erhoben.

Die Pfähle, an denen sie, Mike und Everett in wenigen Augenblicken sterben sollten, jedenfalls wenn es nach Checkwoyas Willen ging.

Sie schauderte.

Sie mußte weg hier, so schnell wie möglich. Vielleicht verschob der Medizinmann die Hinrichtung, wenn ihre Flucht entdeckt wurde.

Sie fuhr herum, hielt nach einem Abstieg Ausschau und lief; schließlich schnell, aber ohne sichtbare Hast, auf eine der einfachen Holzleitern zu. Trotz der frühen Stunde war bereits ein Großteil des Stammes auf den Beinen. Dutzende von Kriegern saßen unten bei den Feuern, und hinter den meisten Türöffnungen des Pueblo schimmerte Licht. Wenn sie rannte, würde sie nur Aufsehen erregen.

Ihre Knie zitterten so stark, daß sie Mühe hatte, die Leiter hinunterzusteigen. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie schließlich auf dem Boden ankam. Sie blieb einen Moment stehen, sah sich aufmerksam nach beiden Seiten um und ging dann mit gesenktem Kopf los. Der Pueblo war nicht sonderlich groß, aber sie mußte ein paarmal gefährlich nahe an einem Feuer und den darum versammelten Kriegern vorbei. Einer der Männer rief ihr ein Wort nach und lachte rauh; sie nickte, hob die Hand in einer abwehrenden Geste und eilte weiter. Das Lachen wiederholte sich. Ihre Reaktion schien richtig gewesen zu sein.

Sie hatte ihr Ziel beinahe erreicht, als von oben ein wütender Aufschrei herabdrang. Für zwei, drei Sekunden herrschte Ruhe, dann zerschnitt Checkwoyas kreischende Stimme die Stille.

Im Lager brach von einer Sekunde auf die andere ein unbeschreiblicher Tumult los.

Damona ließ alle Vorsicht außer acht und rannte los. Hinter ihr schrie einer der Krieger gellend auf, ein anderer deutete mit dem Finger auf sie und rief ein paar Worte, die sie nicht verstand, deren

Bedeutung ihr jedoch klar war.
Als sie um die Ecke des Gebäudes stürmte, hatte sie fast ein Dutzend Verfolger auf den Fersen.
Damona hätte am liebsten vor Enttäuschung aufgeschrien, als sie den Wagen sah, von dem die Alte gesprochen hatte. Sie hatte angenommen, es wäre ein Wagen, mit dem die Weißen, die Checkwoya in seine Gewalt gebracht hatte, hergekommen waren. Aber das stimmte nicht.
Was da vor ihr stand, war ein ausgewachsener Sattelschlepper.
Damona fluchte ungehemmt vor sich hin und rannte mit verzweifelter Kraft weiter. Sie hatte keine Ahnung, wie man so einen Wagen fuhr, aber sie hatte gar keine andere Wahl, als es herauszufinden.
Die Verfolger holten mit jedem Schritt mehr auf. Zu Fuß würde sie keine hundert Meter mehr kommen.
Sie verdoppelte ihre Anstrengungen, erreichte *den* Truck und warf sich mit einem verzweifelten Satz ins Führerhaus Eine Hand griff nach ihrem Fußgelenk, klammerte sich daran fest und versuchte sie zurückzuziehen. Damona suchte verzweifelt nach festem Halt, bekam irgend etwas zu fassen und trat mit aller Macht aus. Der Indianer schrie auf, taumelte zurück und spuckte Blut auf den Boden. Damona zog sich vollends in die Fahrerkabine, verriegelte die Tür hinter sich und warf sich quer über den Beifahrersitz, um auch die andere Tür zu versperren.
Ein wütender Schlag traf die Tür. Eine Hand erschien auf der Scheibe, trommelte vergeblich gegen das Sicherheitsglas und glitt ab.
Damona starrte verzweifelt auf das Armaturbrett des Trucks. Es gab eine Unzahl von Instrumenten – Drehzahl- und Voltmesser, Kontrollämpchen und Skalen, die eher an das Cockpit eines Flugzeuges erinnerten als an das Führerhaus eines Lastwagens. Sie fand den Zündschlüssel, drehte ihn herum und fluchte erneut, als nichts geschah.
Wieder traf irgend etwas die Tür, und diesmal schien der gesamte Wagen unter dem Aufprall zu erzittern. Sie beugte sich unter das Armaturenbrett, suchte die Kabel, die vom Zündschloß ausgingen und verfolgte sie mit bebenden Fingern.
Schließlich fand sie, wonach sie gesucht hatte – einen kleinen, unauffällig angebrachten Schalter, der den Zündkontakt unterbrach.
Eine zusätzliche Diebstahlssicherung, wie sie viele Truckdriver anbrachten. Sie legte ihn um, richtete sich auf und drehte noch einmal am Zündschlüssel.
Der Motor drehte ein paarmal durch und sprang mit einem machtvollen Dröhnen an.
Und auf der Kühlerhaube des Wagens erschien ein

tomahawkschwingender Krieger.
Damona trat Kupplung und Gas gleichzeitig, warf den Gang ein und ließ den Wagen losrollen. Der Indianer taumelte, ruderte einen Moment hilflos mit den Armen und fiel dann mit einem gellenden Schrei vom Kühler.
Irgend etwas krachte gegen die Windschutzscheibe und sirrte davon, aber in dem Glas erschien plötzlich ein Netzwerk fein verästelter Risse und Sprünge. Damona drehte verzweifelt an dem überdimensionalen Lenkrad, gab Gas und ließ den Fünfundvierzigtonner mit aufbrüllendem Motor auf den Lagerplatz hinausschießen. Die Indianer sprangen entsetzt zur Seite, als das stählerne Ungetüm auf sie zurollte.
Damona schaltete, trat das Gaspedal bis zum Boden durch und steuerte den Wagen auf die schmale Straße zu, die in westlicher Richtung aus dem Tal herausführte. Zwei, drei Krieger versuchten aufzuspringen und sich an den Türgriffen festzuklammern, aber der Truck war bereits zu schnell.
Sie raste quer über den Platz weiter, walzte ein paar der improvisierten Lagerfeuer nieder und war Augenblicke später auf der Straße.
Der Dieselmotor brüllte zornig auf, als Damona erneut schaltete und Vollgas gab.

***

Die Straße schien kein Ende zu nehmen. Der Tachometer verriet Damona, daß sie bisher weniger als fünf Meilen zwischen sich und das Indianerlager gebracht hatte, aber es kam ihr vor, als fahre sie bereits seit Stunden über die staubige Wüstenpiste. Die Sonne war aufgegangen; ein flammendroter, glühender Ball, der wie ein lohendes böses Auge über dem Horizont hing und die Ebene mit flackernden Schatten und blutigrotem Licht übergoß. Der Motor des Trucks dröhnte monoton, und ihre Hände schmerzten von der ungewohnten Anstrengung, das riesige Lenkrad zu halten.
Damonas Blick fiel immer wieder in den Rückspiegel. Sie wußte, daß die Indianer keine Möglichkeit hatten, sie zu verfolgen, und trotzdem rechnete sie jeden Moment damit, irgend etwas hinter sich auftauchen zu sehen. Ihre Flucht aus dem Lager erschien ihr jetzt, im Nachhinein betrachtet, fast zu leicht.
Sie dachte flüchtig an die alte Frau, die sie gerettet hatte. Vermutlich würde sie ihre Tat mit dem Leben bezahlen müssen. Wenn es ihr nicht gelang, rechtzeitig Hilfe zu holen und sie, Mike und Everett zu befreien.
Ihr Blick tastete verzweifelt über die Straße vor sich. Die schmale Asphaltpiste schien direkt in die Unendlichkeit zu führen. Aber irgendwo mußte es doch eine Stadt geben! Eine Stadt oder wenigstens

ein Telefon, von dem aus sie Hilfe herbeirufen konnte!

Sie sah auf den Tacho und versuchte mehr Gas zu geben, aber das Gaspedal war bereits bis zum Boden durchgetreten, und der Motor gab einfach nicht mehr her. Der Truck schoß schon jetzt mit mehr als achtzig Meilen über die staubige Piste, eine Geschwindigkeit, die sie bei einem so schweren Wagen kaum für möglich gehalten hätte.

Ein leises, schabendes Geräusch ließ sie zusammenfahren. Es hörte sich an wie…. wie eine Hand, die über Stoff und Leder fuhr. Aber hinter ihr war doch nichts! Nichts außer der Schlafkabine des Trucks.

Damona trat auf die Bremse, kuppelte aus und lenkte den Wagen an den rechten Straßenrand. Es schien Ewigkeiten zu dauern, bis das fünfundvierzig Tonnen schwere Ungetüm endlich zum Stehen gekommen war. Sie schaltete den Motor aus, öffnete vorsichtshalber die Verriegelung der Tür und drehte sich mit klopfendem Herzen um.

Das Geräusch wiederholte sich, und für einen Moment bildete sie sich ein, mühsame, röchelnde Atemzüge zu hören. Langsam, mit klopfendem Herzen, griff sie nach dem Vorhang, der das Führerhaus von der Schlafkabine trennte, und zog ihn zur Seite. Der Schlag kam völlig warnungslos.

Damona hätte nicht einmal mehr Zeit, den Kopf zur Seite zu drehen. Der Mann stürzte sich mit einem krächzenden Schrei auf sie, hämmerte ihr die Faust ins Gesicht und sprang aus der Koje, als sie gegen das Lenkrad geschleudert wurde. Damona schrie auf, riß instinktiv die Arme hoch und entging um Haaresbreite einem zweiten, härteren Schlag.

Es war ein Alptraum. Der Angreifer stürzte sich auf sie, begrub sie unter sich und schlug wie von Sinnen auf sie ein. Damona wehrte sich verzweifelt, aber in der engen Kabine hatte sie kaum eine Möglichkeit, dem Mann auszuweichen. Zwei, drei harte Schläge an Kopf und Brust ließen sie vom Sitz rollen und schmerzhaft auf dem Boden aufschlagen. Sie keuchte, trat blind nach oben aus und spürte, daß sie irgend etwas traf.

Aber der Angreifer schien keine Schmerzen zu spüren. Er fegte ihre Arme beiseite, riß sie mit brutaler Kraft wieder auf den Sitz hoch und nagelte ihre Arme mit den Knien auf den Polstern fest.

Sein Oberkörper beugte sich herab, fingerlange, nach innen gebogene Reißzähne schnappten nach ihrer Halsschlagader.

Und jetzt, endlich, begriff Damona. Das also war Checkwoyas Geheimnis, die Erklärung für die unheimliche Macht, die er über andere Menschen hatte! Der Medizinmann war ein Vampir! In dem Bruchteil einer Sekunde, in dem sich der Kopf des Mannes zu ihr herabbeugte, sah sie die schrecklichen, verkrusteten Bißwunden an seinem Hals, den starren Ausdruck in seinen Augen, den Augen eines Toten, gestorben und doch von der dämonischen Macht des

Medizinmannes am Leben erhalten, nicht viel mehr als ein Zombie, dessen einziges Ziel es war, zu töten.

Ein Biß von ihm würde reichen, sie selbst zu einem solchen Schattenwesen werden zu lassen!

Die Angst gab Damona neue Kraft. Sie bäumte sich auf, warf den Besessenen mit einer verzweifelten Anstrengung ab und stieß ihm gleichzeitig die Knie in den Leib. Der Vampir kreischte, flog gegen die Tür und – aus dem Wagen.

Damona begriff ihre Chance sofort. Sie sprang auf, drehte den Zündschlüssel herum und zog gleichzeitig die Tür zu. Der Wagen rollte los, hoppelte über ein Hindernis und gewann langsam an Fahrt.

Ein fürchterlicher Schlag traf das Führerhaus. Glas klirrte. Damona wurde wuchtig gegen das Lenkrad geworfen. Die Tür flog auf, und eine verkrümmte, leichenblasse Hand schlug nach ihrem Bein. Sie schrie vor Schmerz und Überraschung, klammerte sich am Lenkrad fest und gab rücksichtslos Gas. Der Wagen machte einen Satz, schlingerte und raste mit aufbrüllendem Motor weiter.

Diesmal war der Ruck deutlicher. Damona sah in den Rückspiegel und erkannte gerade noch, wie der Vampir unter dem letzten der großen Zwillingsreifen verschwand…

***

Das Rotlicht tauchte hinter ihr auf, als sie mehr als acht Meilen vom Indianercamp entfernt war. Damona starrte sekundenlang wie gelähmt in den Rückspiegel, ehe sie den Wagen langsam zum Stehen brachte und ausstieg. Ein leises, auf- und abschwellendes Wimmern drang an ihr Ohr. Das Geräusch einer Polizeisirene. Damona konnte sich nicht erinnern, sich jemals so über diesen Laut gefreut zu haben wie jetzt.

Sie ging bis zur Straßenmitte, wartete ungeduldig, bis der Polizeiwagen näher gekommen war, und hob winkend die Arme. Der blauweiß gestrichene Patrol-Car kam mit quietschenden Reifen und heulender Sirene dicht vor ihr zum Halten. Die Tür wurde mit einem Ruck aufgestoßen, und ein untersetzter, dunkelhaariger Mann in der hellblauen Uniform der Highway-Patrol entstieg dem Wagen.

Sein Gesicht flammte vor Zorn.

»Sind Sie die Wahnsinnige, die diese Kiste fährt?«

»Hören Sie!« keuchte Damona. »Ich brauche Hilfe. Es sind Men…«

»Was Sie brauchen, junge Dame«, unterbrach sie der Polizist grob, »ist ein Tretroller und lebenslanges Fahrverbot. Welcher Wahnsinnige hat Sie ans Steuer eines Lastwagens gelassen? Ich bin seit zehn Minuten hinter Ihnen her, und Sie haben in dieser Zeit so ziemlich alle Verkehrsregeln gebrochen, die es in diesem Land gibt. Ihren Führerschein, bitte.«

»Ich habe keinen«, sagte Damona wütend.

Der Polizist schluckte und starrte sie aus großen Augen an. »Sie… haben keinen?«

»Nicht für einen Lastwagen«, bestätigte Damona hastig. »Aber darum geht es nicht Sie müssen mir helfen! Mein Verlobter und Mister Everett sind in Lebensgefahr, und…«

»Everett?« Auf dem Gesicht des Polizisten erschien ein lauernder Ausdruck. »Was ist mit ihm?«

»Sie wollen sie umbringen«, keuchte Damona. »Die Indianer, sie wollen…«

»Moment bitte«, sagte der Polizist. »Immer der Reihe nach. Wer will wen umbringen?«

»Die Indianer aus dem Reservat«, sagte Damona verzweifelt. »Sie haben Mister Everett und meinen Verlobten entführt. Sie werden sie töten, wenn wir nichts unternehmen, und…«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil sie mich auch hatten. Ich konnte entkommen, und…«

Der Polizist seufzte, schüttelte den Kopf und starrte eine Sekunde lang nachdenklich auf den Lastwagen. »Immer schön der Reihe nach«, murmelte er. »Also jetzt hören Sie – ich bin Sheriff Watkins, und ich kenne dieses Land und die Indianer seit dreißig Jahren. Die tun niemandem etwas zuleide.«

Damonas Geduld war allmählich erschöpft. »Sie werden sie umbringen, wenn Sie nicht bald etwas unternehmen, Mister Watkins«, sagte sie gepreßt.

»Und es werden nicht die letzten sein.«

Watkins starrte sie an, als zweifele er ernsthaft an ihrem Verstand.

»Vielleicht erzählen Sie mir der Reihe nach, was passiert ist«, sagte er ruhig.

Damona resignierte. Aber wahrscheinlich hätte niemand die hingeworfenen Brocken, die sie bis jetzt von sich gegeben hatte, verstanden oder gar geglaubt. »Bitte«, sagte sie. »Ich erzähle Ihnen alles. Aber in Ihrem Wagen. Wir müssen zurück zum Reservat. Und Sie müssen Verstärkung anfordern, bevor eine Katastrophe geschieht.«

Watkins zuckte die Achseln. »Gerne«, sagte er. »Mit dem Ding da lasse ich Sie sowieso nicht mehr fahren.« Er drehte sich um, öffnete die Beifahrertür seines Streifenwagens und wartete, bis Damona.

Platz genommen hatte. Dann ging er langsam um das Auto herum und setzte sich hinter das Steuer.

»Okay«, sagte er. »Wir fahren zurück. Aber überlegen Sie sich gut, welche Geschichte Sie mir erzählen. Es kommt ganz auf Sie an, ob ich mit Ihnen zum Reservat oder zur nächsten Nervenheilanstalt fahre, wissen Sie.« Er wendete, schaltete Rotlicht und Sirene ab und fuhr in die Richtung zurück, aus der er gekommen war.

Damona warf einen sehnsüchtigen Blick auf das Funkgerät. »Sie

sollten Verstärkung rufen, Sheriff«, sagte sie.

Watkins lächelte dünn. »Sie wollen also im Ernst behaupten, daß die Indianer auf dem Kriegspfad sind?« fragte er.

»Genau das will ich behaupten«, bestätigte Damona gepreßt. Sie ignorierte Watkins' Grinsen und berichtete, was seit dem vergangenen Abend geschehen war.

Watkins' Gesichtsausdruck wandelte sich allmählich von Spott in Bestürzung, dann in Unglauben.

»Das ist nicht Ihr Ernst«, sagte er noch einmal, als Damona geendet hatte. »Sie wollen mir erzählen, daß die Indianer, gerade dabei sind, zwei Menschen an den Marterpfahl zu stellen?«

»Rufen Sie Ihre Leute zusammen und fahren Sie hin«, antwortete Damona. »Ich verlange nicht, daß Sie mir glauben. Überzeugen Sie sich selbst.«

Watkins lächelte.

»Ich denke, ich werde Ihnen glauben, Miß King«, sagte er.

Damona erstarrte. »Woher… woher kennen Sie meinen Namen?« fragte sie stockend.

Watkins Lächeln wurde ein wenig breiter, »Ich weiß sogar noch mehr über Sie, Miß King«, sagte er ruhig. »Ich muß sagen, Sie sind eine bewundernswerte Frau. Ich hatte die Hoffnung schon beinahe aufgegeben, Sie noch rechtzeitig zu erwischen. Stellen Sie sich vor, was geschehen wäre, wenn Sie diese Geschichte den falschen Leuten erzählt hätten. Nicht«, fügte er mit einem leisen Kichern hinzu, »daß das etwas geändert hätte. Niemand würde Ihnen diese Geschichte abnehmen.«

Er lächelte, nahm die rechte Hand vom Lenkrad und löste umständlich seine Krawatte.

Damonas Augen weiteten sich entsetzt, als sie die runden, verkrusteten Wunden über seine Halsschlagader sah.

»Sie…«, keuchte sie.

»Ich bin wahrscheinlich der einzige Mensch, der Ihnen glaubt«, sagte Watkins ungerührt. »Und deshalb bringe ich Sie auch zurück ins Lager. Das wollten Sie doch, oder?« Er grinste, zog mit einer beinahe gemächlichen Bewegung seine Waffe aus der Halfter und ließ den Hahn zurückschnappen.

»Und versuchen Sie nicht noch einmal zu entkommen«, sagte er warnend. »Es macht mir nichts aus, Sie tot zurückzubringen.«

***

Die Lagerfeuer waren erloschen, aber der Feuerring um die drei Totempfähle war zu höherer Glut entfacht worden; ein wabernder, grellrot flammender Vorhang aus Licht und Hitze, hinter dem die Gestalten der beiden Männer nur undeutlich zu erkennen waren.

Brandgeruch lag in der Luft, und der Wüstenwind trug warmen, trockenen Staub ins Lager.

Damona blieb einen Moment stehen und starrte aus tränenden Augen durch die Flammenwand. Mike und Everett waren aufrecht an die Totempfähle gebunden worden. Der Zwischenraum zwischen ihnen und dem Feuerring war groß genug, daß die Hitze nicht tödlich wirkte. Trotzdem mußten die beiden Männer dort drinnen die Hölle durchleben.

»Vorwärts!« knurrte Watkins hinter ihr. Er unterstrich seinen Befehl mit einem rohen Stoß, der sie vorwärts taumeln ließ. »Du wirst noch früh genug sehen, wie es dort ist.«

Sie gingen durch eine Mauer aus reglos dastehenden Indianerkriegern auf den Pueblo zu. Checkwoya, seine beiden weißen Helfer und einer der Vampire. Die Indianer erwarteten sie bereits. Auf dem Gesicht des Medizinmannes erschien ein höhnisches Lächeln, als er sie erkannte.

»Du bist zurück, Damona King«, stellte er fest. »Dein Fluchtversuch war sinnlos. Doch ich nehme ihn dir nicht übel. Jeder Mensch hat das Recht, um sein Leben zu kämpfen.«

Damona preßte die Lippen aufeinander und ballte in hilflosem Zorn die Fäuste. Ihre Gedanken drehten sich verzweifelt im Kreis, Sie war schon oft in scheinbar aussichtslosen Situationen gewesen, aber diesmal hatte sie nicht einmal die winzigste Spur einer Chance.

Auf dem weiten Platz vor dem Pueblo hielten sich mehr als hundert Indianer auf. Selbst, wenn es ihr gelänge, Watkins zu entwaffnen, würde sie nur wenige Schritte weit kommen.

»Du hast an unserer Macht gezweifelt, Damona King«, fuhr der Medizinmann höhnisch fort. »Ist dir das, was geschehen ist, Beweis genug?«

Damona schwieg noch immer, aber Checkwoya schien auch gar nicht mit einer Antwort gerechnet zu haben. »Ich werde dir einen letzten Beweis unserer Stärke geben, Damona King«, sagte er. »Es wird dir nichts mehr nutzen, aber vielleicht stirbst du wenigstens in dem Wissen, daß unsere gerechte Sache siegen wird.«

Hinter dem Medizinmann begann die Luft zu flimmern. Ein gigantischer, monströser Umriß zeichnete sich vor den braunen Lehmziegeln des Pueblo ab, flackerte, verschwamm, bildete sich neu und wurde kräftiger, stofflich.

Damona keuchte. Vor ihr erschien ein Gigant. Ein monströses, grüngeschupptes Etwas von nur vage menschenähnlichen Umrissen, ein titanisches Ding, drei Meter groß und von abgrundtiefer Häßlichkeit.

»Ketendi«, sagte der Alte ruhig. »Der Beschützer unseres Volkes. Er wird uns führen. Mit seiner Stärke sind wir unschlagbar.«

Damona wich Schritt für Schritt zurück, als das Monstrum die Arme hob und auf sie zutrat. Sie wollte fliehen, aber der Anblick der schrecklichen Erscheinung lähmte sie. Der Dämon war mit zwei, drei Schritten bei ihr, packte sie mit seinen gigantischen Händen und hob sie wie ein Spielzeug auf. Ihre verzweifelte Gegenwehr schien er nicht einmal zu bemerken.

Checkwoya hob die Hand und deutete mit einer befehlenden Geste auf den Scheiterhaufen. Ketendi drehte sich herum und ging langsam auf die Feuerwand zu.

Damona schrie vor Schmerz, als der Gigant ohne zu zögern durch den Flammengürtel trat. Mikes verzweifelter Aufschrei schien wie durch einen dichten Nebel aus Hitze und Schmerzen an ihr Bewußtsein zu dringen. Sie spürte kaum, wie der Riese sie absetzte und mit geschickten Bewegungen an den Totempfahl fesselte. Alles in ihr schien nur noch Schmerz zu sein, Schmerz und unerträgliche, mörderische Hitze, die von allen Seiten wie mit glühenden Riesenhämmern auf sie einschlug.

Sie drehte mühsam den Kopf und blinzelte gegen das grelle Licht der Flammen, die sie wie ein tödlicher Ring von allen Seiten einschlossen. Mikes Körper schien in der hitzeflimmernden Luft zu vibrieren. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß und war mit einer Unzahl großer, roter Brandblasen bedeckt.

Und dann geschah etwas Seltsames. Die Flammen sanken plötzlich in sich zusammen. Die Temperaturen sanken schlagartig. Aus der tobenden Feuerwand wurde plötzlich ein niedriger, nur noch sacht glühender Kreis.

Damona rang keuchend nach Luft. Ihre Lungen schienen zu brennen, und ihre Kehle fühlte sich an, als wäre sie eine einzige große Wunde.

Von irgendwoher drang dumpfer Trommelschlag, ein rascher, unregelmäßiger Rhythmus, der irgend etwas Beängstigendes, Drohendes an sich hatte. Sie hob mühsam den Kopf, blinzelte die Tränen weg und erkannte den Medizinmann, der bis dicht vor den Flammenkreis getreten war und sie, Mike und Everett höhnisch betrachtete.

»Das wäre zu leicht«, sagte er. »Der Tod durch das Feuer ist zu leicht für euch. Ihr sollt leiden. Leiden, wie mein Volk gelitten hat.«

Er fuhr plötzlich herum, hob die Arme und rief mit erhobener Stimme: »Bringt die Tochter des weißen Mannes!«

Der Trommelrhythmus wurde schneller. Eine Zeitlang geschah nichts, dann teilte sich der Ring der Indianer, und zwei hochgewachsene Krieger traten auf den Alten zu. Zwischen ihnen ging ein schlankes, weißhäutiges Mädchen.

»Carry!« stöhnte Everett. »Mein Gott, Carry! Was… was haben diese Teufel mit dir gemacht?«

Checkwoya lachte leise. In den Augen des Mädchens schien für einen Moment so etwas wie Erkennen aufzublitzen, aber dann verschleierte sich ihr Blick wieder.

»Sie gehört zu uns«, kicherte Checkwoya. »Sie ist unsere treueste Dienerin, weißer Mann. *Sie* wird es sein, die euren Untergang besiegelt.« Er lachte wieder; schrill, gellend und mißtönend, das Lachen eines Wahnsinnigen.

»Und nun sieh, Tochter des weißen Mannes!« schrie er triumphierend. »Sieh, wie der Beschützer unseres Volkes die richtet, die uns geknechtet haben! Ketendi! Töte sie!«

Der geschuppte Gigant setzte sich langsam in Bewegung. Seine Hände öffneten und schlossen sich mit klickenden Geräuschen.

Langsam, mit wiegenden Bewegungen, trat er auf Everett zu und hob die Arme.

»Nein!« schrie Everett. »Nicht! Hilfe! Ich… – *CARRY!*«

Der Gigant stockte. Seine Arme verharrten mitten in der Bewegung, und für einen winzigen Moment schien seine Gestalt zu zerfließen, als bestünde sie aus nichts als Nebel, der plötzlich seinen Halt verloren hatte.

Damona sah ungläubig zu dem hellhäutigen Mädchen neben Checkwoya hinüber. Der starre Ausdruck war von ihrem Gesicht gewichen und hatte einer Grimasse tiefsten Entsetzens Platz gemacht.

»Vater…«, murmelte sie. »Was …«

Checkwoya fuhr mit einem krächzenden Schrei herum. Seine dürren Klauenhände griffen nach dem Mädchen und rissen es brutal herum. »Gehorche!« schrie er mit überschnappender Stimme. »Du gehörst mir! *Mir!*«

Carry versuchte sich zu wehren, aber der alte Mann entwickelte unglaubliche Kräfte. Er stieß das Mädchen zu Boden, riß es wieder hoch und schlug ihm drei-, viermal mit der flachen Hand ins Gesicht. »Du wirst gehorchen!« kreischte er immer wieder. »Du gehörst mir!«

Das Mädchen wand sich unter seinen Schlägen. Sie krümmte sich zusammen, verbarg das Gesicht zwischen den Armen und versuchte zurückzuweichen. Aber Checkwoya schlug unbarmherzig weiter auf sie ein.

»Gehorche!« schrie er. »Du wirst gehorchen! Du…«

Ein vielstimmiges, entsetztes Stöhnen ließ ihn herumfahren. Er keuchte, starrte für die Dauer eines Herzschlags gleichermaßen ungläubig wie entsetzt auf die gigantische grüne Gestalt, die plötzlich über ihm emporwuchs, und versuchte dann zurückzuspringen.

Er schaffte es nicht mehr.

Damona schloß schaudernd die Augen, als Ketendis Arme sich in einer tödlichen Umarmung um den dürren Körper des Alten schlangen.

***

»Ich… ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll«, sagte Everett unsicher. Er hatte den Satz ungefähr hundertmal wiederholt, seit sie das Flughafengebäude betreten hatten, und Damona schüttelte zum hundertsten Male entschieden den Kopf, als er in die Brusttasche griff, um sein Scheckbuch hervorzuholen.

»Wir brauchen kein Geld, Mister Everett«, sagte sie geduldig. »Wir haben genug.«

»Ich weiß«, murmelte Everett. »Es ist nur…«

Damona lächelte. Sie verstand Everett nur zu gut. Geld war wohl die einzige Möglichkeit, Dank auszudrücken, die er kannte, und obwohl er genau wußte, daß Damona mit zu den vermögendsten Frauen der Welt zählte, schien ihm der Gedanke, es bei einem einfachen Dankeschön zu belassen, unerträglich.

»Wenn ich irgend etwas anderes für sie tun kann…«

»Das können Sie«, nickte Mike. »Sie können uns besuchen, wenn Sie zufällig einmal in Schottland sind. Wir haben ein paar hübsche kleine Gespenster bei uns.«

Everett lachte unsicher. »Das ist… ich komme gerne«, murmelte er. »Wenn … wenn hier alles vorbei ist. Zuerst muß ich mich um Carry kümmern.«

»Das versteht sich von selbst«, sagte Damona. »Sie haben mit den Ärzten gesprochen?«

Everett zögerte einen Moment, ehe er den Kopf schüttelte. »Noch nicht«, gestand er. »Ich habe Angst, daß…«

Er brach ab, aber Damona wußte auch so, was er hatte sagen wollen.

»Ihre Tochter ist nicht wahnsinnig, Mister Everett«, sagte sie überzeugt. »Sie werden sehen, daß sie wieder ganz normal wird, wenn sie den Schock überwunden hat. Aber es dauert eine Zeit. Trotzdem sollten Sie sich intensiv um sie kümmern. Carry ist das begabteste Medium, das ich jemals getroffen habe. Sie haben erlebt, was passieren kann, wenn jemand ihre Fähigkeiten skrupellos ausnutzt. Geben Sie auf sie acht.« Everett nickte. »Das werde ich.«

»Rufen Sie uns an, wenn Carry wieder zu Hause ist«, sagte Mike.

»Wir kennen ein paar Adressen, an die sie sich wenden können!« Er lächelte, warf einen Blick auf die Uhr über dem Ausgang und nahm seine Reisetasche auf. »Wir müssen jetzt gehen«, sagte er. »Unsere Maschine wartet.«

Everett nickte wortlos.

Aber Damona konnte ihn selbst dann noch hinter der Scheibe stehen sehen, als sie schon längst im Flughafenbus und auf dem Weg zu ihrer Maschine waren.

ENDE